BLAULICHT

115

Alexander Andreew ★★★★★

Die Dame mit dem Trick

Blaulicht 115

Alexander Andreew
Die Dame mit dem Trick

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten
1. Auflage · 1970
Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Lizenz-Nr.: 409–160/23/70 · ES 8 C
Lektor: Ingeburg Siebenstädt
Umschlagentwurf: Gisela Röder, Gruppe 4
Gesamtherstellung: Druckerei Neues Deutschland, Berlin · 3324

Als Christine Wallek vierzehn Jahre alt war, war ihr Charakter ein Sammelsurium von Eigenschaften, die, je nachdem wie man sie ausbildet oder unterdrückt, einen Menschen zum Sonderling, zum Narren, zum Bösewicht oder aber zu einem beliebten, klugen Menschen werden lassen, dem man nicht ohne Nutzen nacheifert.
Ebenso vielseitig und unausgegoren waren Christines geistige Fähigkeiten. Sie hätte bei entsprechender Ausbildung in den Fächern der Naturwissenschaften ebensogut mehr als Durchschnittliches geleistet, wie sie sich bei einer musischen Erziehung wohl als Künstlerin hervorgetan hätte. Besonders als Schauspielerin wäre sie wohl nicht namenlos geblieben, denn ihr Anpassungs- und Nachahmungstrieb waren ebensowenig unterentwickelt wie ihre körperlichen Formen.
Dazu kam, daß Christine ein Mädchen mit starken Gefühlen war. Doch Christine war sich ihrer vielseitigen Veranlagungen nicht bewußt. Sie lebte wie ein Fohlen auf der Weide, das sich nicht darum kümmert, ob es eines Tages Lasten ziehen oder Rennen gewinnen soll.
Christine hätte zu jener Zeit eines Menschen bedurft, der ihr geholfen hätte, ihre Persönlichkeit zu formen. Ihr Leh-

rer lobte zwar im Zeugnis ihr schnelles Auffassungsvermögen, ihre unbekümmerte, fröhliche und kameradschaftliche Art im Umgang mit Gleichaltrigen, doch sich besonders um Christines Entwicklung zu kümmern, hielt er schon deshalb für überflüssig, da sie aus einem sogenannten intakten Elternhause stammte.
Wirklich, das Ehe- und Familienleben der Walleks war nahezu mustergültig – nach außen hin. Das heißt, selbst Christine mußte erst ihre Umwelt mit den Augen einer Vierzehnjährigen betrachten lernen, bevor sie dahinterkam, daß die gegenseitige Toleranz Gleichgültigkeit, die Achtung vor dem anderen von Ironie durchsetzt und die liebevolle Aufmerksamkeit füreinander geheuchelt war.
Christine war verwirrt und deprimiert durch die Erkenntnis, daß man auch im Leben schauspielern kann und daß die Gefühle, um derentwillen man einen Menschen liebt, geheuchelt sein können.
Am Tag nach der Jugendweihe gaben ihr die Eltern in einer plump vertraulichen Art zu verstehen, daß sie nun zu den „Erwachsenen" gehöre und daß man mit ihr auch über die Probleme Erwachsener sprechen könne. Und ein solches Problem sei – ihre Scheidung. Zwar hatte Christine mit einer Veränderung in ihrem Familienleben gerechnet, seit sie die geheuchelte Harmonie ihrer Eltern durchschaut hatte, doch jetzt, da sie vor die Tatsache gestellt wurde, daß sich die Eltern trennten, kam ihr alles, was sie Gutes von ihnen erfahren hatte, ja ihre ganze unbekümmerte Kindheit wie ein albernes Kasperlespiel vor, das man nur aufgeführt hatte, um sie bei guter Laune zu halten.
Da sie ihren Eltern, die so viel Gefühl geheuchelt hatten, ihre wahren Gefühle nicht zeigen wollte, wurde sie wort-

karg und von einer freundlichen Folgsamkeit, die von Liebe und Achtung so weit entfernt war wie der Strahl einer Taschenlampe vom Sonnenschein. Doch abends, wenn Christine allein in ihrem Zimmer war, warf sie sich oft aufs Bett und schluchzte hemmungslos, fühlte sich elend und kam sich vor wie jene Märchenfigur aus Tausendundeiner Nacht, die zuerst vom Sultan ins Vertrauen gezogen und dann hingerichtet wurde.

Doch mit vierzehn Jahren pflegt man so ungefähr alles, auch eine moralische Hinrichtung, zu überstehen. Fragt sich nur wie. Einmal darauf gestoßen, daß man seinen lieben Mitmenschen so allerlei vormachen kann, malte sie sich in ihrer Phantasie aus, welch ungeheure Erfolge man damit zu erzielen imstande war.

Angenommen, dachte sie, ich spiele meinen Eltern einen großen Kummer vor, zum Beispiel darüber, daß ich ihnen noch ein paar Jahre auf dem Geldbeutel liegen werde, wenn ich weiterhin die Schule besuche, da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht endlich die leidige Lernerei an den Nagel hängen könnte.

Von Stund an ließ sie auf eine rührende Weise ihren Eltern gegenüber durchblicken, wie sehr sie der Zustand bedrücke, nicht auf eigenen Füßen stehen und auf die elterliche finanzielle Unterstützung verzichten zu können.

Herr und Frau Wallek waren sich ohnehin noch nicht darüber im klaren, wer Christine zu sich nehmen und wer ihr bis zur wirtschaftlichen Selbständigkeit Unterstützung zahlen solle. Sie fanden sich deshalb sehr schnell bereit, Christine von ihrem Kummer zu befreien. Als sie eines Tages noch begann, über Kopfschmerzen zu klagen, die sie besonders beim Lernen und Lesen befielen, wurde be-

schlossen, das Mädchen nicht länger zu quälen und sie nach Beendigung der achten Klasse von der Schule zu nehmen.

Christine triumphierte im stillen und dachte, wenn man es geschickt anfängt, den Leuten etwas vorzumachen, dann kann man eigentlich sein Leben recht angenehm verbringen und ohne Mühe erreichen, was einem erreichenswert erscheint.

In der Gärtnerei, in der sie nach ihrer Schulentlassung einige Monate lang aushilfsweise arbeitete, wandte sie diese Erkenntnis zum zweiten Male an. Sie spielte einem Lehrling, einem gutmütigen und nicht gerade mit Schönheit gesegneten Burschen, so viel Interesse an seiner Person, so viel Sympathie und schließlich auch Verliebtheit vor, daß er all die Arbeiten für sie erledigte, die ihr verhaßt waren — und das waren nicht wenige. Dabei hatte der Bursche noch das Gefühl, daß er es sei, der ihr Dank schuldete.

Mit der Absicht, Friseuse zu werden, eine Absicht, die sie ebenfalls nur vorgab, nahm sie eines Tages die Lehre im angesehensten Salon der Stadt auf. Freilich durfte und konnte sie anfangs nichts anderes tun, als hier eine Dame unter die Trockenhaube zu setzen, da ein paar Lockenwickler zuzureichen oder eine Haarwäsche vorzunehmen. Doch durch ihre freundliche Aufmerksamkeit und die Gewichtigkeit, mit der sie jeden Handgriff erledigte, gab sie den Kundinnen das Gefühl, daß sie selbst die wichtigste Person des Salons sei. Demzufolge war das Trinkgeld, das sie abends beiseite legte, oftmals beträchtlich höher als das der Friseusen, die bescheiden den Hauptanteil der Arbeit verrichteten.

Ein gewisser Höhepunkt in Christines abwechslungs-

reichem „Arbeitsleben“ war ihre Beschäftigung im HO-Warenhaus der Stadt. Zuerst galt sie als Mädchen für alles, doch bald erkannte der Chef ihre Fähigkeiten, Menschen zu beobachten und zu beeinflussen. Er setzte sie kurzerhand als Verkäuferin jener Artikel ein, die schlechthin als Ladenhüter bezeichnet werden.
Da gab es zum Beispiel in der Konfektionsabteilung noch einen Posten Dirndlkleider, plump im Schnitt, kitschig in der Musterung und beinahe so alt wie das Warenhaus selbst. Christine legte zwei der Kleider so raffiniert über den Ladentisch, daß sie doch noch einigermaßen Ansehen erlangten, stellte sich davor in Positur, und sobald eine Kundin in Hör- oder Sehweite geriet, strich sie zärtlich über das Kleid, seufzte ein wenig und sagte zu der neben ihr stehenden Verkäuferin: „Wie schade, daß es schon wieder die letzten sind! So hübsch und so preiswert! Und im kommenden Sommer *die* Mode! Nächste Woche soll ja noch eine Lieferung eintreffen ... Aber eines hat mir der Chef im Vertrauen gesagt: So preiswert erhalten wir keinen Posten wieder.“
Mit diesen oder ähnlichen Worten stachelte Christine die Neugier der Kunden an, reizte sie zu einer Anprobe, und wenn sie sie erst einmal soweit hatte, sorgte sie durch verhaltenes Lob über die Kleidsamkeit und über allerlei Vorteile der Ware auch dafür, daß gekauft wurde.
Sehr zustatten kam ihr dabei ihr frisches, unverdorbenes Aussehen. Christine, inzwischen sechzehn Jahre alt geworden, hatte nicht nur eine Figur, die die Blicke der Männer auf sich zog, sondern auch ein anmutiges Lausbubengesicht, umrahmt von kurzem, blondem Haar. In den Blick ihrer großen blauen Augen konnte sie soviel Aufrichtigkeit, Anteilnahme, Stolz oder Empörung legen,

wie eben gerade nötig war, um einen Menschen von einer Sache oder einem Gefühl zu überzeugen.
Die ersten Jahre nach der Trennung ihrer Eltern verbrachte Christine im Haushalt der Mutter. Anfangs zahlte sie ihr für Miete und Kost einen geringen Teil ihres Einkommens, brachte es aber mit der Zeit dahin, daß sie nichts mehr abzugeben brauchte. Sie stachelte das Mitleid ihrer Mutter an, Mitleid mit dem armen Mädchen, das überall die gröbste und schwerste Arbeit zu verrichten hatte, aber am schlechtesten bezahlt wurde, da sie keine „Gelernte" war. Und ein bißchen schick sein wollte man mit sechzehn Jahren doch auch.
Zu einer unschönen Auseinandersetzung führte es, als Frau Wallek eines Tages dahinterkam, wie raffiniert ihre Tochter sie belogen und betrogen und ums Kostgeld gebracht hatte. Christine verzichtete während dieser Szene auf alle Verstellungskünste und sagte ihrer Mutter mit bösen Worten schonungslos ihre Meinung über deren einstige Ehe und über ihre eigene Lebensansicht. Als die Mutter ihr in ihrer Hilflosigkeit drohte, sie hinauszuwerfen, packte Christine kurzerhand ein Köfferchen und fuhr zu ihrem Vater, der nach Rostock gezogen war.

Christine dachte, daß man auf verschiedene Weise nach Rostock fahren könne. Zum Beispiel mit dem Zug, aber das kostete Geld und konnte außerdem langweilig werden.
Weit abenteuerlicher dagegen erschien ihr eine Fahrt per Anhalter von Leipzig nach Rostock. Auf der Landstraße stehen und nicht wissen, wann man mitgenommen wird und was das für einer ist, der da stoppt, weil er ein hübsches Mädchen auf der Straße winken sieht, das ist auf-

regend, nervenkitzelnd. Ich werde ihn vorsichtig ausfragen, dachte Christine, werde aus seinem Benehmen ablesen, wen ich mir da aufgegabelt habe, und das wird ein Spaß und ein Vergnügen sein.
Daß Christine einen fremden Menschen in kurzer Zeit durchschauen würde, war nicht anzuzweifeln, denn die Menschenkenntnis, die sich mancher Psychologiestudent mühsam aneignen muß, besaß Christine als eine angeborene Begabung. Und diese Begabung hatte sie in den letzten beiden Jahren zu einem verwerflichen Hobby ausgebaut und mißbraucht.
Jetzt entschied sie sich also dafür, mit irgendeinem Wagen an der Seite eines stockfremden Mannes nach Rostock zu fahren.
Morgens um neun Uhr stand sie mit ihrem Köfferchen an der Fernverkehrsstraße. Schon der zweite Wagen, dem sie winkte, fuhr rechts heran und stoppte. Es war ein roter Wartburg, und Christine frohlockte: Na also, der steht mir doch ganz gut zu Gesicht.
An dem Mann, der ihr die Wagentür öffnete, fiel ihr zuerst der leicht spöttische Blick auf, mit dem er sie musterte, abschätzte. Dann der schmallippige Mund, um den schon jetzt ein siegessicheres Lächeln zuckte.
„Bitte, mein Fräulein", sagte er und half ihr mit übertrieben galanten Bewegungen beim Einsteigen. „Ich hoffe, ich habe Sie nicht allzulange warten lassen."
„Wir hatten uns ja nicht auf die Minute genau festgelegt", entgegnete Christine schlagfertig.
Er fuhr los, lachte schallend und ein wenig zu lange, fand Christine.
„Sie sind ja ein Prachtmädel!" rief er, noch immer vom Lachen geschüttelt. Schließlich warf er Christine einen

frechen, anzüglichen Blick zu. „Ich glaube, wir werden uns verstehen. In jeder Beziehung werden wir uns gut verstehen."
„Möglich", sagte Christine einfach und dachte, er ist ein siegesgewohnter Draufgänger, aber in mir soll er seinen Meister gefunden haben. Dem verpass' ich einen Denkzettel.
„Wo möchten Sie eigentlich hin?" fragte er.
„Nach Rostock."
„Ach, wie schade!"
Er sieht aus, als ob er vor Enttäuschung krank würde, dachte Christine. Der versteht es aber, einem was vorzumachen!
„Ach, das tut mir aber leid", lamentierte er weiter. „Ich fahre nur bis Schwerin."
Was dem leid tut, dachte Christine, das ist nicht schwer zu erraten. Gleich wird er sich etwas einfallen lassen.
„Fräulein ... O weh, wir haben uns ja noch gar nicht miteinander bekannt gemacht! Also ich heiße Rudhart."
„Und ich Monika", entgegnete Christine lächelnd.
„Hübsch, sehr hübsch. Also, Fräulein Monika, Sie sind eingeladen. Wir werden in ... oder, sagen wir, hinter Schwerin – soviel Zeit habe ich noch – in einem gemütlichen Restaurant essen, ein wenig ausruhen ..."
Nun ist ja alles klar, dachte Christine, hörte seinem seichten Gerede nur noch unaufmerksam zu und überlegte, wie sie diesem aufgeblasenen Gockel, der sich mit ihr ein Vergnügen machen wollte, überlisten und so das Vergnügen auf ihre Habenseite verbuchen konnte. Sie glaubte, eine Möglichkeit gefunden zu haben, als sie in dem offenen Handschuhfach einen wuchtigen goldenen Herrenring liegen sah. Zwar verstand sie nicht viel von Schmuck, doch

das dieser Ring einiges wert war, schien ihr sicher zu sein. Dabei dachte sie kaum daran, was der Ring ihr selbst einbringen und an wen sie ihn ohne Risiko verkaufen könnte, Überlegungen, die jeder halbwegs gewiefte Dieb doch zuerst anstellt. Augenblicklich kam es ihr darauf an, diesem beifallsgewohnten Gernegroß zu zeigen, wer sie war. Und dabei empfand sie etwa das gleiche Vergnügen, das sie empfunden hatte, als sie den Gärtnerburschen für sich arbeiten ließ, als sie es schaffte, mit so viel Schlauheit, wie sie keiner im ganzen Warenhaus besaß, die Ladenhüter zu verkaufen oder im Friseursalon durch ein paar freundliche Worte mehr Trinkgeld zu ergattern als die Friseusen.

„. . . und für lange Zeit wird das meine schönste Fahrt gewesen sein", hörte sie ihren Casanova sagen. Da sie die Worte nicht gehört hatte, die dieser Feststellung vorausgegangen waren, lächelte sie nur kokett, war zufrieden, als der Mann an ihrer Seite aufseuzfte, und setzte die seichte Unterhaltung mit ihm fort.

Nach einer Weile fuhren sie durch Schwerin und hielten schließlich vor einem idyllisch gelegenen Gasthaus im Wald. Christine ließ sich zum Essen einladen und brachte es auch fertig, ihren Casanova, der auf ein Ruhestündchen im Walde drängte, wieder in den Wagen zu dirigieren. Sie hatte aber nichts dagegen, daß er ein Stückchen in einen Seitenweg hineinfuhr, wehrte sich weder gegen seine schmalzigen Komplimente noch gegen seine Küsse, nur als er die Hände immer weniger unter Kontrolle hielt, sagte sie scharf: „Laß das!" und „Nimm die Hände weg." Dabei griff sie rasch nach dem Goldring im Handschuhfach und ließ ihn während eines langen Kusses unauffällig in ihre Handtasche gleiten. Danach stieg sie zur großen

Enttäuschung ihres Liebhabers flink aus dem Wagen und zerrte auch noch ihr Köfferchen hinter sich her.
„Wenn du dich so benimmst, Freundchen", sagte sie mit viel Empörung in der Stimme, „dann halt mal dein Ruhestündchen ohne mich zu Ende." Und schon rannte sie zum Hauptweg zurück, denn von dort her drang das Geräusch eines heranfahrenden Wagens.
Es war ein kleiner grauer Omnibus. Christine stellte sich mitten auf den Weg, dachte, nun bleibt ihm ja gar nichts anderes übrig, als zu halten oder mich zu überfahren. Und das wäre dem Chauffeur auch beinahe ganz gegen seinen Willen gelungen. Er stieß die Tür auf und brüllte: „Sind Sie lebensmüde, Sie Würstchen?"
„Nein!" Christine, das Köfferchen zwischen die Beine geklemmt, streckte ihm die Arme entgegen. Eine so rührende Geste, die die Wut des Fahrers sofort besänftigte. „Da ist einer hinter mir her ... bitte, nehmen Sie mich doch mit!"
Kaum hatte sie ausgesprochen, packte sie Köfferchen und Handtasche und sprang auf das Trittbrett.
Der Fahrer zog sie in den Bus.
„Da", flüsterte sie ihm zu, „da, jetzt kommt er." Und die Angst in ihrer Stimme war diesmal echt, denn sie dachte, wenn er bloß noch nicht gemerkt hat, daß der Ring weg ist!
„Ach nee", sagte der Omnibusfahrer und zeigte auf den Wartburg, der den Waldweg entlanggekrochen kam. „Der mit dem roten Frosch wollte Ihnen an die Wäsche? Na, die Sorte schmeckt mir schon immer vor dem Frühstück! Soll ich dem mal zeigen, was ein Mann außer poussieren noch können muß?" Er warf sich in die Brust und krempelte kampflustig die Ärmel hoch.

Christine packte ihn sanft am Unterarm und flehte: „Bitte, kloppen Sie sich doch meinetwegen nicht mit dem. Fahren Sie gleich weiter, ich möchte weg von hier. Bitte, bitte."

„Wie Sie es gerne hätten", sagte er ein wenig enttäuscht, gab Gas und fuhr millimeterscharf an dem Wartburg vorbei.

Christine atmete erst auf als sie sah, daß der stürmische und von ihr bestohlene Liebhaber die Straße nach Schwerin zurückfuhr, ohne sich auch nur noch einmal nach ihr umgesehen zu haben.

„Wo wollen Sie denn eigentlich hin?" fragte der Fahrer.

Sie wolle nach Rostock zu ihrem Vater, antwortete Christine, sie sei noch Schülerin, habe wenig Geld und sei deshalb auf den Gedanken gekommen, es per Anhalter zu versuchen.

„Und so'n Lump", der Fahrer wies mit dem Daumen hinter sich, „so einer nutzt das aus!" Mit einem gutmütigen Lächeln zu Christine beteuerte er: „Bei mir gibt's so was nicht. Ich liefere Sie unbehelligt, im Bestzustand sozusagen, bei Vatern ab . . ."

Dem glaube ich das, dachte Christine, der schafft das – falls sich nicht vorher die Polizei für mich interessiert.

Der Fahrer gab sich Mühe, das Mädchen mit allerlei Witzchen und Episoden aus seinem Berufsleben zu erheitern. Christine lächelte ihm hin und wieder zu, war aber in Gedanken dabei, ihr Erlebnis mit dem Casanova im Wartburg auszuwerten. Sie kam zu dem Schluß, daß der Diebstahl des Ringes ebenso einfach wie unsinnig gewesen sei. Was soll ich mit diesem Prachtstück bloß anfangen, fragte sie sich immer wieder. Wenn es wenigstens Bargeld wäre . . . Vielleicht hat der Casanova inzwischen bemerkt,

daß der Ring fehlt. Vielleicht geht er zur Polizei, gibt die Nummer des Busses an, in dem ich sitze ...
„Ist Ihnen nicht gut?“ fragte der Fahrer. „Oder drückt Sie was Bestimmtes?“
„Wenn ich mal für einen Moment verschwinden dürfte ...“ Sie brachte es sogar fertig, ein wenig rot zu werden.
Der Fahrer hielt den Bus an. „Nichts Menschliches ist mir fremd.“ Er zwinkerte ihr zu. „Dort rechts sind die Büsche besonders schön dicht.“
Christine griff nach ihrer Handtasche und sprang hinaus. In den besonders dichten Büschen hob sie mit Hilfe eines flachen Steines eine kleine Grube aus, ließ den gestohlenen Ring darin verschwinden und buddelte die Grube wieder zu.
„Sie sehen ja ordentlich erleichtert aus“, sagte der Fahrer, als sie sich wieder zu ihm setzte.
Später, sie waren schon in Rostock und bogen in die Straße ein, in der Herr Wallek wohnte, überkam Christine ein Gefühl der Sicherheit und des Triumphes. Es wird gut ausgehen, dachte sie. Sicherlich ist der Casanova verheiratet und wird es unterlassen, mir die Polizei auf den Hals zu hetzen. Und wenn schon, in Rostock gibt es viele blonde Mädchen ...
Doch Christine dachte auch, daß es wirklich spielend leicht und beinahe ein Vergnügen gewesen war zu stehlen und daß sie es damit sicherlich auch zu etwas bringen könnte. Nur mußte es mit mehr Überlegung geschehen.

Für Herrn Wallek war es eine zwiespältige Freude, seine Tochter so unverhofft nicht nur wiederzusehen, sondern auch beherbergen zu müssen. Einerseits war er stolz auf

das „hübsche Kerlchen, das sich so gut herausgemacht hatte“, wie er zu sagen pflegte, andererseits war die Wohnung zu klein, um die Tochter und die Freundin, die er demnächst zu heiraten gedachte, gleichzeitig unterzubringen.
Christine benahm sich dieser Freundin gegenüber von Anfang an trotzig und herausfordernd, und die Höflichkeit, mit der ihr Vater seine zukünftige Frau behandelte, bezeichnete sie verächtlich als Affentheater.
Verbot ihr Herr Wallek, in dieser Art über ihn und seine Zukünftige zu sprechen, blickte sie ihn mit einem jener übertrieben unschuldigen Blicke an, die schon wieder herausfordernd wirken, und erwiderte: „Aber du hast mir so'n Familienglück doch schon mal vorgespielt – mit Muttern.“
Dabei blieb Christine auch nicht gerade aus übergroßer Anhänglichkeit bei ihrem Vater wohnen, sondern in der Hauptsache deshalb, weil er weder Miete noch Kostgeld von ihr verlangte. Sie durchschaute auch sehr schnell, weshalb sie in den Genuß dieser Vergünstigung kam: Ihr Vater verdiente nicht nur gut, sondern hatte seit seiner Scheidung ihr gegenüber ein unbestimmbares Gefühl der Schuld. Und Christine verstand es durch geschickt angebrachte Anspielungen auf ihre Mutter und auf Vaters Freundin, diesem Schuldgefühl immer wieder Nahrung zu geben.
Im übrigen glaubte Herr Wallek zwar eine etwas aufsässige, aber doch fleißige Tochter zu haben. Sie arbeitete in einem soliden Restaurant als Hilfskellnerin, kleidete sich stets adrett und modisch, war freundlich und hilfsbereit zu den Nachbarn, und nie hörte Herr Wallek – außer von seiner Freundin – Klagen über Christine.

Was Herr Wallek nicht wußte, war, daß Christine ihre Stellung nach einer Woche wieder aufgegeben hatte, da sie fürchten mußte, von einem der Gäste als diejenige erkannt zu werden, die ihn in seiner Trunkenheit um fünfzig Mark erleichtert hatte. Sie lebte ein paar Tage lang ohne Arbeit, war aber schlau genug, zur gewohnten Zeit aus dem Hause zu gehen und erst nach acht bis neun Stunden zurückzukehren. Später nahm sie in einem anderen Teil der Stadt eine Arbeit als Küchenhilfe an, doch da sie hier wenig Gelegenheit hatte, auf eine ihr angenehme Art zu Geld zu kommen, trug sie sich schon nach Tagen mit dem Gedanken, wieder zu kündigen.

Die Gelegenheit dazu bot sich ihr in der Gestalt eines dickleibigen Don Juans, den sie in einer Bar kennenlernte. Schon lange, bevor er Christine nach Hause brachte, wußte sie, daß er auf Abenteuer aus und obendrein ein Prahlhans war und daß er, eben weil er gern prahlte, ein Bündel Geldscheine lose in der Jackettasche trug. Christine gab sich zärtlich, lotste ihn vor ein Haus, von dem sie wußte, daß es einen Durchgang zur Seitenstraße besaß, und sagte zu ihm: „Dickerchen, du mußt jetzt ganz brav auf das zweite Fenster von links schauen. Dort oben im dritten Stock, Dickerchen. Und wenn da Licht angeht, dann darfst du kommen, dann ist alles in Ordnung."

Mit einem langen Kuß, währenddem sie ihm das Geldbündel aus der Jackentasche zog, verabschiedete sie sich von ihm.

Zu Hause betrachtete sie dann ihre Beute mit großer Zufriedenheit, denn sie stellte fest, daß sie dreihundertachtzig Mark gegriffen hatte. Sie beschloß, schon am nächsten Tag zu kündigen und es nicht allzu eilig damit zu haben, eine neue Arbeit aufzunehmen.

Währenddessen verdichtete sich zu Hause die Atmosphäre der Unzufriedenheit, da sich keiner recht getraute, seine wahre Meinung über dieses Leben zu dritt auszusprechen. Christine steigerte sich der jungen Frau gegenüber in eine Trotz- und Abwehrhaltung hinein. Und die Frau, die noch sehr jung und auch recht eitel war, fühlte sich durch Christines Benehmen verletzt und vernachlässigt von ihrem zukünftigen Mann, mit dem sie aus Rücksicht auf Christine nicht mehr so ungestört zusammen sein konnte wie früher.

Eines Tages war es dann eine Lappalie, die den sprichwörtlichen Tropfen bildete, der das Faß zum Überlaufen bringt. Die junge Frau beklagte sich Herrn Wallek gegenüber wieder einmal über Christines Benehmen und fand es auch eine Zumutung, von einigen Leuten als Christines Mutter angesehen zu werden. „Die denken, ich habe eine siebzehnjährige Tochter! Stell dir vor, für wie alt sie mich halten müssen!"

Christine, die vor der Tür gelauscht hatte, stürmte ins Zimmer, rief ungehalten: „Wer nicht alt werden will, Herzchen, muß eben jung sterben. Vielleicht kannst du dich für diese Möglichkeit entscheiden!" Und wieder begann sie, wütend und trotzig, ihr Köfferchen zu packen.

Umsonst bemühte sich Herr Wallek, sie zu besänftigen und zurückzuhalten. Sie sagte: „Tu doch gar nicht erst so, als ob dir was dran läge, daß ich hierbleibe. Du bist doch froh, wenn ich wieder zur Tür hinaus bin."

Und Herr Wallek demonstrierte sein pädagogisches Unvermögen in der Feststellung: „Es ist schon wahr, ein Kind gehört zur Mutter. Christine, es ist für alle das Beste, du fährst zu deiner Mutter zurück."

Leutnant Rotter, der erst seit drei Tagen einer Arbeitsgruppe des Berliner Präsidiums der Deutschen Volkspolizei zugeteilt war, musterte verstohlen Oberleutnant Maronde, seinen Vorgesetzten. Maronde hatte einen schmalen, länglichen Kopf. und das feingeschnittene Gesicht, das Romanschreiber nur allzugern genialen Musikern oder Wissenschaftlern von Weltrang andichten. Und Maronde hatte große graue Augen mit dem Blick eines weltfremden Träumers. Doch er war weder Musiker noch Wissenschaftler, noch Träumer, sondern Kriminalist aus Passion, und sein scheinbar weltfremder Blick hatte schon manchen Sünder, den er vernahm, in falschen Hoffnungen gewiegt.

Jetzt, als er hinter seinem papierübersäten Schreibtisch die Berichte der Reviere und Inspektionen durchsah, bot er das Bild eines Mannes, der mit großem Vergnügen ein abenteuerliches Buch liest und sich in fremde Länder hineinträumt. Man sah ihm nie so recht an, womit er sich gerade beschäftigte oder in welcher Stimmung er sich befand. Sein Wesen war gleichbleibend freundlich und sein Blick versonnen und leicht verwundert.

„Das ist wie eine Seuche", sagte er eben mit einem besorgten Lächeln zu Leutnant Rotter hin und klopfte mit dem Finger auf einen Stapel Anzeigen und Berichte.

„Immer wieder mal Betrug an Rentnerinnen", fuhr er fort. „Und drei Täterinnen bieten sich an unter den Namen Gisela Karst, Heidrun Gedra und Michaela Lewin. Mit diesen Namen sind die Quittungen unterschrieben, die sie den Rentnerinnen ausgehändigt haben. Wollen Sie mal so nett sein und in der Kartei nachsehen, ob unter diesen Namen etwas anliegt?" Und als Rotter etwas entgegnen wollte, winkte er ab. „Natürlich liegt nichts an, weil Fräu-

lein Gedra nicht Fräulein Gedra, Fräulein Karst nicht Fräulein Karst und Fräulein Lewin auch nicht Fräulein Lewin ist. Aber Ordnung muß sein."

Rotter ging aus dem Zimmer, und der Oberleutnant vertiefte sich wieder in seine Notizen und in die Berichte, die er noch nicht durchgesehen hatte. Langsam ordnete sich das papierne Durcheinander auf seinem Schreibtisch zu drei Stapeln: Der erste enthielt Anzeigen und Polizeiberichte über eine Trickbetrügerin, die sich Rentnerinnen gegenüber als Mitarbeiterin des Wohnungsamtes ausgab, ihnen eine größere Wohnung versprach und das Geld für die Umzugskosten einstrich. Sie ließ den alten Frauen Quittungen zurück, auf denen sie als Heidrun Gedra unterzeichnet hatte.

Der zweite Stapel kündete von einer jungen Frau, die vom Reisebüro kam und gegen eine Anzahlung den Rentnerinnen angeblich zu einer verbilligten Auslandsreise verhelfen konnte. Ihre Quittungen waren mit Michaela Lewin unterschrieben.

Die dritte Trickbetrügerin schätzte Oberleutnant Maronde als die Raffinierteste ein. Sie suchte Rentnerinnen auf, die einen Verwandten, zumeist einen Enkel oder Neffen, in einer Haftanstalt oder einem Heim hatten, und schwindelte ihnen vor, sie komme vom Rat des Stadtbezirks, Abteilung Inneres, und könne dem unglücklichen Verwandten einen einmaligen finanziellen Zuschuß zukommen lassen. Die gutgläubigen alten Leute machten in ihrem Kummer und ihrer Hilfsbereitschaft nur allzugern Gebrauch von diesem Angebot; die Dame, die sich durch diesen Trick bereicherte, strich das Geld ein und hinterließ eine Quittung mit einem Stempel auf den Namen Gisela Karst.

„Gisela Karst", rief Leutnant Rotter schon von der Tür her, als er zurückkam, „sie wird in der Kartei geführt!" Fünfundvierzig Jahre alt sei sie, berichtete er, und habe wegen Kindesmißhandlung eingesessen.
Maronde schüttelte wehmütig den Kopf. „Diese Dame Karst", sagte er, „hat mit der, die wir suchen, soviel Ähnlichkeit wie eine Krähe mit einer Biene. Das Bienchen, das wir fangen wollen, kann nicht älter sein als zwanzig. Die betrogenen Omas sagen, daß sie groß und schlank sei, helles Haar habe und einen sehr netten Eindruck mache. Einigen schien es direkt leid zu tun, daß sie diese so freundliche Dame nun bei der Polizei verpetzen mußten."
„Und die beiden anderen Betrügerinnen?" fragte Leutnant Rotter. „Wie werden die beschrieben?"
„So ähnlich", entgegnete Maronde, „von einigen so ähnlich und von einigen wieder ganz anders. Groß, klein, kräftig, füllig, schlank, dünn, blond und braun – das alles steht zur Auswahl. Na, Sie kennen ja die Reinfälle, die man bei Personenbeschreibungen erleben kann! Aber alle Omas sagen aus, daß die Damen, die sie besucht haben, nicht älter als zwanzig und sehr liebenswürdig gewesen seien."
„Die Damen", wiederholte Rotter. „Woher wissen wir eigentlich, daß es drei waren? Vielleicht zieht irgendein verborgenes Talent durch die Stadt und arbeitet mit allen drei Tricks?"
Oberleutnant Maronde sah Rotter erstaunt an und entgegnete freundlich: „Daß es drei sind, vermuten wir, weil die Quittungen mit drei verschiedenen Namen in verschiedenartigen Schriften unterzeichnet sind." Und als Rotter etwas einwenden wollte, sprach er schnell weiter: „Mir gibt die Wiederholung der Ereignisse auch zu denken. Und

da wir ums Denken sowieso nie herumkommen, wollen wir es doch ebenso diszipliniert wie gründlich tun. Bis jetzt spricht nichts dafür, daß es nicht drei Täterinnen gibt. So, und jetzt nehmen wir uns die Quittungen vor, die Visitenkarten der Betrügerinnen, und versuchen mit Hilfe unserer Schriftsachverständigen, diese Visitenkarten zum Sprechen zu bringen. Bitte, prägen Sie sich genau ein: Gisela Karst gibt sich als Angestellte der Abteilung Inneres aus und arbeitet mit einem Stempel. Heidrun Gedra kommt angeblich vom Wohnungsamt und unterzeichnet die Quittungen mit lateinischer Schrift. Und die Dame Michaela Lewin unterschreibt die Quittungen für die Anzahlungen auf eine verbilligte Auslandsreise mit zierlicher Sütterlinschrift. Ich bitte Sie nochmals, sich das alles sorgfältigst zu merken und auf keinen Fall durcheinanderzubringen."

Er reichte Leutnant Rotter die Quittungen, und der Leutnant sagte: „Dabei wird auch nicht viel herauskommen. So eine kurze Unterschrift, das ist doch zuwenig für die Identifizierung."

Wieder traf ihn Marondes erstaunter Blick, und wieder entgegnete der Oberleutnant: „Ordnung muß sein. Wenn nichts Offensichtliches vorliegt, erledigen wir zuerst die Arbeiten, bei denen nicht viel herauszukommen verspricht, und das haben wir dann hinter uns. Und unter dem, was noch zu tun bleibt, muß ja dann irgendwo ein Hinweis stecken, der uns weiterhilft."

Leutnant Rotter ging zur Tür und druckste dort herum wie einer, der noch eine heikle Frage stellen möchte.

Der Oberleutnant zwinkerte ihm zu. „Na?"

„Ich habe nicht kapiert", sagte Rotter, „warum die Genossen in der Arbeitsbesprechung so geschmunzelt haben,

als Sie damit beauftragt wurden, die Betrügereien an den Rentnerinnen aufzuklären."
Maronde blickte versonnen ins Leere. „Och, das wird deshalb gewesen sein, weil meine einzige Verwandte meine Oma ist, bei der ich wohne. Und die ist ja nun sozusagen auch in Gefahr, nicht wahr?"

Christines Reise von Rostock zurück nach Leipzig dauerte vier Wochen lang. Sie fuhr wieder per Anhalter, und je nachdem, wo es ihr gefiel und wo sie Unterkunft fand, blieb sie für einige Tage. Zumeist blieb sie so lange, bis sie die Aufdeckung eines Diebstahls oder Betrugs zu fürchten hatte. Dann verschwand sie wieder auf die Landstraße und ließ sich von dem erstbesten Fahrer mitnehmen.
In Leipzig erzählte sie ihrer Mutter, daß Vater mit einer jungen Frau zusammen lebe und daß für sie dort kein Bleiben möglich sei.
Frau Wallek nahm ihre Tochter wieder auf, bat sie jedoch händeringend, anständig zu leben und den guten Ruf des Restes der einst so angesehenen Familie nicht auch noch aufs Spiel zu setzen. Und nach einigen Tagen, als sie bemerkte, daß sich Christine noch immer nicht um Arbeit gekümmert hatte, drohte sie ihr, sich kurzerhand von ihr loszusagen und sie der Jugendhilfe zu übergeben. Die Einweisung in einen Jugendwerkhof sei ihr dann sicher.
Christine dachte: Nur das nicht! Dann lieber ein Jahr lang die Zähne zusammenbeißen und arbeiten. So einigermaßen wenigstens. Aber nur nicht auf meine Freiheit verzichten müssen! Wenn ich achtzehn und volljährig bin, werde ich weitersehen.

So nahm sie aus Angst, in ein Heim zu kommen, wieder eine Arbeit auf und wechselte den Arbeitsplatz in diesem, wie sie meinte, schwersten Jahr ihrer Jugend nur zweimal. Sie hielt sich auch sehr darin zurück, Geld auf unehrliche Weise zu erwerben. Dabei zählte sie die Wochen und Tage bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag und fühlte sich sowenig wohl wie der Wolf im Schafspelz.

Einen Tag nach ihrer Volljährigkeit packte sie auch gleich ihre Sachen und fuhr nach Bernau bei Berlin. Lieber wäre sie in der Hauptstadt selbst untergeschlüpft, aber da sie dort weder Arbeit noch Freunde hatte, bei denen sie wohnen konnte, blieb ihr dieser Wunsch versagt.

In Bernau zog sie zu einer Bekannten, und um vor deren Neugier sicher zu sein, half sie vorerst, im Konsum Milch und Schrippen zu verkaufen. Doch sie kündigte bald und erklärte ihrer Wirtin, sie habe eine einträgliche Stellung im Privathaushalt einer Arztfamilie in Pankow gefunden. Da sie ihre Miete regelmäßig zahlte, kümmerte sich die Wirtin nicht weiter um das Mädchen, sorgte sich auch nicht, wenn es nächtelang nicht nach Hause kam. Christine hatte ihr angedeutet, daß sie hin und wieder bei der Arztfamilie übernachten könne.

Doch Christine war inzwischen hinter einen Trick gekommen, von dem sie eine Zeitlang zu leben gedachte.

Eines Tages, sie lungerte in Berlin umher, brauchte Briefmarken, und da das Potsamt bald geöffnet wurde, mischte sie sich unter die alten Leute, die an diesem Tag ihre Rente von der Post holen wollten. Christine verkürzte sich die Wartezeit damit, sich aus den Reden und dem Benehmen der Rentnerinnen zusammenzureimen, wie sie wohl ihr Leben verbracht hatten und was sie sich auf ihre alten Tage noch vom Leben erhofften.

Als sie eine der Frauen sagen hörte, daß sie eine kleine Dachwohnung besitze in einem der alten Häuser, die bald abgerissen wurden, fühlte Christine eine Unruhe in sich, die man spürt, wenn einem die Gedanken wie Schatten durchs Hirn huschen und keine Gestalt annehmen wollen.

„So eine neumodische Wohnung in 'nem Wolkenkratzer, nee, nee, das ist nischt für mich", beteuerte die Frau. „Womöglich noch mit 'm Fahrstuhl irgendwo hängenbleiben so zwischen Himmel und Erde ... So 'n sonniges Zimmer in der ersten Etage, wissen Se, und in 'nem alten, soliden Haus ..."

Christine schlich beiseite. Die Briefmarken, dachte sie, die kann ich später in einem anderen Postamt kaufen, aber die Chance, die mir hier geboten wird, die darf ich mir nicht durch die Lappen gehen lassen.

Und noch bevor das Muttchen mit ihrer Rente wieder auf der Straße erschien, war die Unruhe von Christine gewichen. Sie hatte die schemenhaften Gedanken, die ihr durch den Kopf geschwirrt waren, zum Stillstehen gezwungen und sie gründlich zu Ende gedacht. Das Ergebnis war ein Trick, den sie den Umständen entsprechend variieren konnte und mit dessen Hilfe sie einige Monate lang Rente zu beziehen gedachte.

Christine sah, daß die alte Frau, die ihr erstes Opfer werden sollte, vor dem Eingang der Post stehenblieb, das Portemonnaie aus der Tasche holte und das eben erhaltene Geld noch einmal nachzählte. Dann steckte sie das Portemonnaie zurück, schloß die Tasche sorgfältig und lief mit kleinen hastigen Schritten über den Fahrdamm. Christine folgte ihr auf der gegenüberliegenden Straßenseite bis zu einer Grünanlage.

Die alte Frau ging gemächlich auf eine Bank zu, nahm Platz und blinzelte in die Herbstsonne. Sie sah sehr zufrieden aus und so, als ob sie den ganzen Vormittag über da sitzen bleiben wollte.
Hinter einer Hagebuttenhecke aber verbarg sich Christine und wünschte irgendein Ereignis herbei, das dazu angetan wäre, die Frau nach Hause eilen zu lassen.
Doch erst nach einer halben Stunde hing sich die Rentnerin ihre Tasche wieder über den Arm, erhob sich und ging langsam weiter.
Christine folgte ihr in angemessenem Abstand, eine nahezu überflüssige Vorsichtsmaßregel, denn die Frau schenkte ihr keinerlei Beachtung. Wenige Meter hinter der Parkanlage betrat die Rentnerin ein altes Haus, dem man den Abriß ebenso wünschte, wie man einem alten, dreibeinigen und obendrein noch blinden Hund aus Mitleid den Tod wünscht.
Christine ließ ihrem Opfer ein gutes Stück Vorsprung, bevor sie selbst das Haus betrat. Da sie wußte, daß die Frau in einer Dachkammer wohnte, wollte sie mit Hilfe der Haustafel den Namen der Frau festzustellen versuchen. Doch sie sah sich vergebens nach einem Namenverzeichnis um und dachte, das war wohl das erste, was man hier abgerissen hat. Auch ein Hausbriefkasten mit den Namen der Mieter darauf war nirgends zu sehen. Hier mußte der Briefträger noch von Wohnung zu Wohnung ziehen und die Post durch die Briefschlitze an der Tür werfen.
Im oberen Stockwerk knarrte eine Holztreppe. Christine nahm nahezu geräuschlos zwei Stufen auf einmal, bis sie in der dritten Etage angelangt war. Hier blieb sie stehen und lauschte. Sie hörte die alte Frau schnaufen und ein

wenig stöhnen, dann in der Tasche nach dem Schlüssel kramen. Das klingt, als ob sie auf der rechten Seite stünde, dachte Christine, und als die Rentnerin die Tür zu ihrer Wohnung aufschloß, war Christine sicher, daß das Ächzen und Knarren des Türschlosses von rechts kam.
Sie verließ das Haus ebenso geräuschlos, wie sie es betreten hatte, lief zur nächsten U-Bahn-Haltestelle und fuhr zur Schönhauser Allee. Dort kaufte sie in einem Schreibwarengeschäft zwei Quittungsblöcke, ging dann zur S-Bahn und fuhr nach Bernau.
Den Nachmittag verbrachte sie damit, sich in ihrem Zimmer im Unterschriftenfälschen zu üben und all die Einzelheiten gründlich zu durchdenken, die ihres Erachtens für ihren neuen Gelderwerb nötig waren.
Am nächsten Morgen fuhr Christine wieder nach Berlin und begab sich unverzüglich zu dem alten Haus, in dem ihr auserkorenes Opfer wohnte. Im Dachgeschoß befanden sich zwei Wohnungen. Christine hielt sich rechts und entzifferte mühevoll das verblichene Schildchen an der Tür. „Amalie Bauer" stand darauf.
Christine klopfte.
„Ja?" fragte jemand erschrocken.
Die Stimme kannte Christine schon. Sie klopfte noch einmal, hörte die Frau mit kleinen trippelnden Schritten zur Tür kommen und den Riegel zurückschieben. Dann wurde die Tür einen Spalt breit geöffnet, eben so weit, wie es die von innen vorgelegte Sicherheitskette zuließ.
Ein vorsichtiges Muttchen, dachte Christine, aber doch nicht vorsichtig genug, um mich nicht zum Ziel kommen zu lassen.
„Wer ist denn da?" fragte die Frau.
„Guten Tag, Frau Bauer", sagte Christine in einem Ton,

in dem man liebe alte Bekannte begrüßt. „Ich komme von der KWV, Abteilung Wohnraumlenkung. Darf ich eintreten?"

„Von der Wohnraumlenkung?" fragte Frau Bauer aufgeregt zurück und konnte die Kette nicht schnell genug aushaken. Dann stieß sie die Tür weit auf, grapschte nach Christines Hand und zog das Mädchen ins Zimmer. „Aber so kommen Sie doch schon herein! Wegen der neuen Wohnung kommen Sie also! Ja, was soll denn nun mit mir werden?"

Christine setzte sich auf den Stuhl, den ihr Frau Bauer hinschob, und lächelte sie an, gutmütig und ein wenig verschmitzt. „Ich denke, Sie werden mit uns zufrieden sein, Frau Bauer", sagte sie. „Wir haben Ihnen zwei Vorschläge zu unterbreiten für ihre neue Wohnung. Die erste Möglichkeit wäre ..." Und Christine erzählte von einem Neubau, einem Hochhaus mit komfortablen Einzimmerwohnungen in den oberen Stockwerken. Selbstverständlich gab es einen Fahrstuhl.

Plötzlich hielt Christine in ihrer Beschreibung inne, blickte bekümmert auf Frau Bauer und sagte: „Es kommt mir vor, als ob Ihnen das nicht so recht zusagt, Frau Bauer. Bevor ich Ihnen weitere Einzelheiten erkläre, werde ich Ihnen etwas über die zweite Wohnung erzählen, die für Sie noch in Frage käme. Es handelt sich da aber nicht um eine Neubauwohnung, und sie liegt auch nicht im Zentrum der Stadt, sondern in Friedrichsfelde, mit dem Blick auf den Tierpark. Also auch ganz reizvoll."

Frau Bauer nickte eifrig und hörte jetzt mit großem Interesse zu.

„Diese Wohngegend", fuhr Christine fort, „ist recht ruhig gelegen und doch verkehrsgünstig. Die Straßenbahn hält

gleich um die Hausecke, und die U-Bahn ist auch nicht allzuweit entfernt. Die Wohnung selbst liegt im ersten Stock, hat zwar, da es sich um einen Altbau handelt, keine Zentralheizung, aber einen schönen großen Kachelofen, der das Zimmer gemütlich warm hält."

Die alte Frau lächelte still vor sich hin. Sie schien es noch nicht recht zu fassen, daß mit einemmal nicht nur die Sorgen um eine neue Wohnung von ihr genommen wurden, sondern daß sich obendrein noch ihr Wunsch erfüllte, den sie gehegt hatte, seit sie wußte, daß sie die Dachkammer eines Tages verlassen müsse. Ihre Augen glänzten, als sie in überschwenglichen und ein wenig wirren Worten Christine für diese gute Nachricht dankte. Und Christine schien an dem Glück der Frau teilzunehmen. Sie fand noch viele freundliche Worte und benahm sich ganz so, als bestünde ihr Leben in der Hauptsache darin, anderen Menschen Gutes zu tun.

„Wissen Sie vielleicht noch, ob ein bißchen Sonne in das Zimmer kommt?" fragte Frau Bauer mit schüchterner Neugier.

„Ein bißchen?" rief Christine lachend zurück. „Du liebe Zeit, das habe ich ja zu erzählen vergessen! Das Zimmer hat ein großes Fenster nach der Südseite. Mehr als den halben Tag lang haben Sie Sonne in diesem Zimmer."

Nun schien Frau Bauers Glück vollkommen zu sein. „Ja, dieses Zimmer nehme ich!" rief sie. „Das und kein anderes! Ach bitte, liebes Fräulein, was muß ich denn tun, damit mir dieses Zimmer auch wirklich sicher ist?"

Christine ging auf eine nette Art in einen mehr geschäftsmäßigen Ton über und erklärte der Frau, sie werde deren Namen für die Wohnung in Friedrichsfelde eintragen und auch die Formalitäten des Umzuges einleiten und, falls

es Frau Bauer recht wäre, sie auch zu ihrer vollsten Zufriedenheit erledigen.
Selbstverständlich war die alte Frau damit nicht nur einverstanden, sondern auch noch von Herzen dankbar.
„Allerdings bedarf es da einer Anzahlung für die entstehenden Umzugskosten", erklärte Christine freundlich. „Friedrichsfelde, das ist nicht gerade um die nächste Ecke gelegen, nicht wahr? Die Gesamtkosten betragen sechzig Mark, und ungefähr dreißig bis vierzig Mark müßten Sie sicherheitshalber anzahlen." Christine war jetzt sehr ernst geworden, seufzte sogar ein wenig, als sie fortfuhr: „Das ist keine kleine Summe für eine Rentnerin, ich weiß. Aber es ist doch eine einmalige Ausgabe, und die Freude an Ihrer Wohnung wird Sie das Geld sicherlich bald verschmerzen lassen."
Frau Bauer war inzwischen zur Kommode geschlurft und hatte ein Schubfach geöffnet. Zwischen der Bettwäsche zog sie einen Plastebeutel mit Geldscheinen heraus. „Mein liebes Fräulein", sagte sie, „Anzahlung und Teilzahlung und was es da heutzutage alles so gibt, davon halte ich nichts. Ich will die Wohnung in Friedrichsfelde haben, und damit der Umzug in Ordnung geht, zahle, was ich zu zahlen habe." Mit diesen Worten legte sie Christine einen Fünfzig- und einen Zehnmarkschein auf den Tisch und verschloß das restliche Geld wieder in der Kommode. „Sie ... Sie quittieren mir das doch, nicht wahr?" fragte sie zaghaft.
Als Christine lächelnd Quittungsblock und Kugelschreiber aus der Tasche holte, schien sie sich dieser Frage zu schämen und sagte verlegen: „Na, nun geht aber auch wirklich alles in Ordnung." Und gleichsam, um zu demonstrieren, daß sie keinerlei Mißtrauen gegen Christine ge-

hegt habe, fügte sie hinzu: „Die Schreiberei hat doch Zeit, Fräulein. Wissen Sie, jetzt trinken wir erst einmal einen feinen Kaffee zusammen.“ Und schon steckte sie einen altersschwachen Tauchsieder in ein Wassertöpfchen und holte zwei Tassen aus dem Schrank.
Christine nahm die Einladung an, sagte aber, erst käme die Arbeit und dann das Vergnügen, strich dabei das Geld ein und quittierte den Erhalt mit dem Namen Heidrun Gedra.
Als die sich verabschiedete, dankte ihr die alte Frau noch einmal mit Tränen in den Augen. Christine verschwendete keinen Gedanken daran, sich die Verzweiflung der Frau vorzustellen, die sie überkommen mußte, sobald sie den Schwindel durchschaut hatte. Christine dachte nur: Das ist alles überraschend gut gegangen, und das muß jetzt ein Weilchen so weitergehen, damit es auch ordentlich was einbringt.
Sie fuhr nach Köpenick, um auf dem Postamt den Aushang für die dortige Rentenauszahlung zu studieren.

Sie brachten Frau Alice Kießling mit dem Funkwagen ins Präsidium. Ein Wachtmeister begleitete sie in Oberleutnant Marondes Dienstzimmer. Frau Kießling, seit zehn Jahren Rentnerin und wohnhaft in Grünau, wollte eine Anzeige wegen Betruges aufgeben. Der Revierleiter des für sie zuständigen Reviers hatte sich sofort mit Oberleutnant Maronde in Verbindung gesetzt, da ihm bekannt war, daß Maronde eine Arbeitsgruppe zur Klärung dieser Delikte leitete.
Frau Alice Kießling erfreute sich trotz ihrer siebzig Jahre noch einer guten Gesundheit, betreute die Nachbarskinder, wenn ihre Hilfe gebraucht wurde, und machte sich

überhaupt nützlich, wo sie nur konnte. Zu jeder anderen Zeit hätte sie es empört abgelehnt, mit einem Wagen der Polizei in die Stadt gefahren zu werden. Sie hätte sicherlich behauptet, daß ein Spaziergang zur S-Bahn gesundheitsfördernd sei und ihr die S-Bahn-Fahrt selbst viel Spaß bereite. An dem Tag aber, an dem ihr klar wurde, daß man sie nicht nur um hundert Mark, sondern auch um eine große Hoffnung betrogen hatte, wurde sie von einer so gewaltigen Verzweiflung erfaßt, daß sie sich auch körperlich elend und zerbrochen fühlte. Ihr Kopf schmerzte, die Beine drohten ihr, den Dienst zu versagen, und nur die eindringlichen Worte des Wachtmeisters, daß noch nicht alles verloren sei, wenn sie nur jetzt durchhalte und dem Oberleutnant auf dem Präsidium alles erzähle, gaben ihr die Kraft, wenigstens den Wagen zu besteigen und sich ins Zentrum der Stadt fahren zu lassen.

Eben wurde sie von Leutnant Rotter sanft auf einen Stuhl gedrückt, der vor Marondes Schreibtisch stand, und gefragt, ob sie eine Tasse Kaffee trinken möchte. Dieses Angebot schien sie zu verwirren, sie stammelte etwas, das Rotter als Zustimmung auffaßte.

Maronde, der über Frau Kießling und ihr Anliegen vom Revier informiert worden war, begann, einige Fragen zu stellen, behutsame Fragen, die noch nicht den Gegenstand des Kummers der Frau berührten. Sein versonnener Blick drückte dabei ebensoviel Mitgefühl wie Zuversicht aus, und allmählich übertrug sich die Ruhe, die er ausströmte, auch auf die verstörte Frau. Bald überdachte sie ihre Antworten besser, formulierte sie klarer, sprach langsam und deutlich. Zwischendurch nippte sie an dem Kaffee, den ihr Leutnant Rotter serviert hatte.

Maronde lenkte das Gespräch auf Hans-Dieter Kießling, den Enkel der alten Frau. Er saß seit vier Monaten wegen Rowdytum und Körperverletzung in der Haftanstalt.
„Damals, als Ihre Tochter verunglückte", fragte der Oberleutnant, „wie alt war da Ihr Enkel?"
„Zwölf", antwortete sie. „Er war zwölf Jahre alt, und ich habe ihn zu mir genommen."
„Obwohl Sie schon über die Sechzig hinaus waren", sagte Maronde in ehrlicher Bewunderung. „Zu so einem Entschluß gehört viel Mut und Opferbereitschaft."
„Und Liebe", fügte sie hinzu.
„Ja, und Liebe."
„Aber es war wohl trotzdem nicht richtig, wie ich es angestellt habe. Er ist so ein ... ein Rowdy geworden, heißt es."
„Na ja, so heißt es", wiederholte Maronde. „Er wird ein Junge wie viele andere sein, ein bißchen leicht zu beeinflussen und in schlechte Gesellschaft geraten. Nun sitzt er in der Haftanstalt und wird sich so seine Gedanken über das Leben machen. Sicherlich sehnt er sich danach, wieder bei Ihnen zu sein. Und er wird sich vornehmen, lieber Ihre Ratschläge zu befolgen, die er manchmal als altmodisch abgetan hat, als noch einmal in der Haftanstalt zu landen."
Frau Kießling nickte zu Marondes Worten und sagte: „Es ist, als ob Sie ihn kennen würden. Aus seinen Briefen merke ich, daß er nachdenkt, daß er reifer geworden ist. Und ich wollte ihm zeigen, daß ich ihn in keiner Weise im Stich lasse, auch finanziell nicht. Deshalb habe ich ihm soviel Geld zugesteckt ..." Sie hielt inne, warf Maronde einen erschrockenen Blick zu und verbesserte sich: „Das heißt, ich wollte es ihm zukommen lassen."

Maronde nickte verstehend, sagte aber: „Man soll nicht zu gutgläubig sein."

„Aber sie sah so aus, als könnte sie kein Wässerchen trüben."

Diesen Vorteil nutzt sie auch reichlich aus, die Dame mit dem Trick, dachte Maronde. „Was hat sie Ihnen denn erzählt, Frau Kießling?" fragte er. „Bitte berichten Sie mir von Anfang an, was und wie alles geschehen ist."

„Sie kam am ... ja, jetzt weiß ich es genau! Sie kam am Tage, nachdem ich meine Rente abgeholt hatte, und zwar kam sie von der Abteilung Inneres ..."

„Hat sie Ihnen erzählt", unterbrach Maronde.

„Ach so, ja, das hat sie bloß erzählt." Die alte Frau seufzte. „Aber *wie* sie das erzählt hat! Mit so einem besorgten Blick, und sie hat meine Hand gehalten und gestreichelt, weil ich ganz aufgeregt wurde, als sie vom Karl-Heinz sprach."

„Einen Ausweis haben Sie wohl nicht von ihr verlangt?" Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich bin doch nicht von der Polizei ..." Erschrocken blickte sie Maronde an. „Das ist mir so 'rausgerutscht ... Verzeihung."

Maronde lächelte versonnen, schien weder den Ausrutscher noch die Entschuldigung gehört zu haben, und die Frau fuhr fort: „Ich meine, man kommt sich da so komisch vor, wenn einem jemand was Gutes tut, und man soll zu ihm sagen: ‚Nun zeigen Sie mir erst mal Ihren Ausweis.'"

„Wenn jemand sagt, daß er einem was Gutes tun will", berichtigte Maronde lächelnd.

„Da haben Sie auch wieder recht. Sie hat es ja nur gesagt." Frau Kießling erstickte ihren Seufzer mit einem großen Schluck Kaffee.

„Und worin sollte denn nun das Gute bestehen, das Ihnen die Dame antun wollte?“ fragte der Oberleutnant.
„Sie sagte, der Karl-Heinz, der würde sich vorbildlich verhalten in der Haftanstalt, und ich hätte Gelegenheit, ihm eine einmalige Zuwendung zukommen zu lassen.“
„In Form von Geld?“
„In Form von Geld“, wiederholte sie. „Aber es dürften nicht mehr als hundert Mark sein, hat das Fräulein gesagt.“
Ein gerissenes Luder, dachte Maronde. Die weiß genau, wie man Lügen glaubhaft zu machen hat. Er fragte Frau Kießling: „Und da haben Sie natürlich die Höchstsumme gegeben?“
„Ja. Ich habe sogar versucht, sie herumzukriegen, Karl-Heinz noch zwanzig Mark mehr zukommen zu lassen, aber die blieb eisern und sagte, das sei verboten, und auf verbotene Dinge ließe sie sich nicht ein.“
So ein Früchtchen, dachte Maronde wieder. So ein kluges Kindchen! Ein wahres Talent, nur leider ganz und gar auf Abwege geraten. „Hat sie Ihnen gesagt, daß sie Karl-Heinz das Geld persönlich überreichen wird?“
„Ach wo!“ Frau Kießling vollführte eine Handbewegung, als wolle sie diesen Gedanken weit von sich weisen. „Sie hat überhaupt nicht verlangt, daß ich *ihr* das Geld geben soll. Aber sie hat mir ganz ausführlich erklärt, was ich zu tun habe, um Karl-Heinz das Geld zukommen zu lassen. Was da alles nötig war, du liebe Zeit, Herr Oberleutnant . . .“
„Sie meinen, was sie Ihnen alles weisgemacht hat, daß es nötig sei.“
„Ach ja, ach ja. Ich kann's eben immer noch nicht fassen, daß alles Schwindel war. Alles! Sehen Sie, wenn sie wirk-

lich von der Abteilung Inneres gewesen wäre und wenn sie dem Karl-Heinz hätte wirklich Geld vermitteln können und wäre dann schwach geworden, als ich ihr die beiden Fünfzigmarkscheine in die Hand gedrückt habe, das könnt' ich alles noch verstehen. Aber mit so einer Lüge zu mir zu kommen und mir unter so einem Vorwand das Geld abzulocken ..." Plötzlich hielt sie inne, starrte den Leutnant an, als bemerkte sie ihn erst jetzt, und fragte: „Ja, nun sagen Sie mir mal, woher hat die denn das alles gewußt, das mit Karl-Heinz und daß er sich so gut hält in der Strafanstalt?"

„Ich denke, das finden wir auch noch heraus", sagte Maronde. „Aber Sie wollten mir erst einmal berichten, wie die Betrügerin nun eigentlich zu Ihrem Geld gekommen ist, wenn sie es doch gar nicht haben wollte."

Und jetzt war es Frau Kießling, die den Oberleutnant berichtigte: „Natürlich wollte die das Geld. Die hat doch bloß so getan als ob!"

Maronde lachte. Jetzt hat sie es endgültig begriffen, dachte er, begriffen, daß *alles* Schwindel war. Nun macht sie sich wenigstens keine Hoffnungen mehr darauf, daß sie die Möglichkeit hat, ihrem Enkel Geld zuzustecken, solange er inhaftiert ist. „Richtig, Frau Kießling. Und wie hat sie denn getan, die Dame?"

„Als ob ich wer weiß wieviel bürokratischen Kram zu erledigen hätte, bevor der Junge das Geld kriegen könne. Warten Sie mal ..." Sie dachte einige Augenblicke lang nach, sagte dann: „An einiges erinnere ich mich noch. Zum Beispiel sollte ich einen formlosen Antrag an den Rechtsanwalt schreiben, Formulare ausfüllen, die mir daraufhin zugestellt würden, irgend etwas, ich habe vergessen, was das sein sollte, brauchte ich vom Polizeirevier, und

schließlich sollte der Staatsanwalt noch seine Unterschrift geben."

„Und wie haben Sie auf diesen — mit Verlaub — Unsinn reagiert?"

„Ach, wenn ich doch damals mein bißchen Verstand zusammengenommen hätte", sagte Frau Kießling kopfschüttelnd. „Aber ich war so durcheinander vor Freude ... Also, ich habe das Fräulein gefragt, ob es nicht einfacher ginge, zum Beispiel so, daß ich ihr das Geld gebe und sie über ihre Dienststelle die Angelegenheit regeln könne. Und stellen Sie sich vor, sie hat nicht etwa gleich zugesagt und das Geld haben wollen! Ach wo! Ausnahmsweise und mir zuliebe würde sie es tun, denn sie sehe ein, daß sich in diesem Bürokratismus eine alte Frau schlecht zurechtfinden könne. Und dann hat sie das Geld beinahe widerwillig eingesteckt, und ich habe ihr noch schönen Dank dafür gesagt, daß sie es überhaupt genommen hat."

Frau Kießling hatte sich bei dieser Darstellung so ereifert, daß jetzt kleine rote Flecken auf ihrem Gesicht erschienen.

Oberleutnant Maronde sagte: „Ja, sie ist perfekt in ihrem Fach, trotzdem werden wir ihr das Handwerk legen."

„Na, hoffentlich bald", unterbrach ihn die Frau spontan.

Maronde nickte. „Ja, hoffentlich bald. Und sie könnten uns dabei ein wenig behilflich sein ..."

Die Frau horchte auf. „Wie denn?"

„Zum Beispiel dadurch, daß Sie mir jetzt ganz genau beschreiben, wie diese Frau ausgesehen hat."

„Ganz genau", wiederholte Frau Kießling nachdenklich. „Also, sie hat immer so freundlich geguckt ..."

„Welche Farbe hatten ihre Augen?" fragte Maronde dazwischen.

„Welche Farbe ihre Augen . . .? Also, wenn Sie mich so fragen, Herr Oberleutnant, da muß ich sagen, so genau habe ich sie mir nun auch wieder nicht angesehen. Ich war doch immer in Gedanken bei dem Jungen."
Es ist immer das gleiche, dachte Maronde, dieses Früchtchen beherrscht ihre Tricks so vollkommen, daß sie nicht einmal eine einigermaßen brauchbare Beschreibung ihrer Person zu fürchten hat. Er fragte Frau Kießling nach der Körpergröße ihrer Besucherin.
„Oh, sie war groß", antwortete die Frau. „Groß und stattlich, und helles Haar hat sie gehabt. Blond oder . . . hellbraun kann es auch gewesen sein."
Oberleutnant Maronde erinnerte sich an die Aussage einer Frau, der die Betrügerin auf ähnliche Weise Geld abgelockt hatte. Jene Frau hatte ihre unehrliche Besucherin als eine kleine und zierliche Person beschrieben. Das kann daran liegen, dachte Maronde, daß jene Frau groß und füllig gewesen war. Sicherlich hatte sie sich selbst als Maßstab menschlicher Körperbeschaffenheit angesehen und war so zu dem Urteil gekommen, daß die junge Frau klein und zierlich sei.
Frau Kießling dagegen, die jetzt vor dem Oberleutnant saß, war nicht größer als ein Meter sechzig. Von ihr aus geurteilt, mochte die Betrügerin schon groß gewesen sein, groß und stattlich. Aber wie war sie denn nun wirklich? Doch selbst wenn man eine mittlere Körpergröße annahm, war man damit noch nicht gerade weit gekommen. Es fehlten präzise Angaben, besondere Merkmale, auf Grund dessen man die Täterin erkennen konnte.
Der Oberleutnant mühte sich noch ein Weilchen ab, Frau Kießling an Eigenheiten im Aussehen ihrer Besucherin zu erinnern, doch seine Bemühungen waren vergebens.

Schließlich fragte er, ob sie sich wenigstens eine Quittung für die ausgehändigten hundert Mark habe geben lassen.
„Aber selbstverständlich", sagte sie. „Das heißt, wenn ich ganz ehrlich bin, ich hätte sicherlich nicht einmal daran gedacht, aber sie hat mir von sich aus das Geld quittiert."
„Ich muß Sie bitten, Frau Kießling, mir diese Quittung zu überlassen."
„Ja. Gern. Ich kann ja ohnehin nichts damit anfangen."
Sie suchte in ihrer Stadttasche, griff in sämtliche Manteltaschen, langte wieder in die Stadttasche. Die Quittung fand sie nicht.
„Nicht nervös werden", beruhigte Maronde sie. „Überlegen Sie in Ruhe, wo Sie den Zettel hingetan haben."
Doch Frau Kießling konnte sich nicht konzentrieren und wühlte seufzend und vor sich hin brabbelnd weiterhin die Taschen um und um.
Der Oberleutnant versuchte, sie erst einmal abzulenken, und fragte: „Wissen Sie noch, welcher Name auf der Quittung stand?"
Sofort ließ Frau Kießling die Sucherei sein und dachte angestrengt nach. „Nein", sagte sie schließlich bedauernd, „an den Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber an die Schrift, Herr Oberleutnant. Sie schrieb nämlich nicht in lateinischen Buchstaben, wie das heute üblich ist, sondern in der hübschen alten Sütterlinschrift."
Maronde blickte die Frau so ungläubig an, daß sie nochmals beteuerte: „Ja, ja, in Sütterlinschrift hat sie ihren Namen unterschrieben, aber wenn ich bloß wüßte, wie sie geheißen hat!" Und schon wühlte sie wieder die Taschen durch.
„Frau Kießling, hat sie außer der Unterschrift die Quittung noch abgestempelt?"

„Nein, das hat sie nicht. Das weiß ich nun aber ganz genau."
Hoffentlich findet sie die Quittung, dachte Maronde. Das wäre doch das erste Mal, daß die Betrügerin, die den Rentnerinnen auf diese Art das Geld abknöpft, nicht mit einem Stempel arbeitet. Und wenn sie nun auch nicht wie bisher den Namen Gisela Karst gebraucht . . .
„Hier, Herr Oberleutnant!" rief Frau Kießling. „Hier steckt der Wisch! Und ich habe doch in dieser Tasche schon mindestens fünfmal nachgesehen!"
„Das kann passieren", sagte Maronde etwas geistesabwesend. Sein ganzes Interesse galt jetzt der Quittung, und als er sie gelesen hatte, konnte er seine Erregung nur mit Mühe verbergen. Auf der Quittung stand in zierlicher Sütterlinschrift Michaela Lewin! Die gleiche Schrift und der gleiche Name, der sich bisher nur unter den Quittungen jener Betrügerin befunden hatte, die sich von den Rentnerinnen Anzahlungen für eine verbilligte Auslandsreise geben ließ.
Die Dame mit dem Trick muß nicht gerade ihren besten Tag gehabt haben, dachte Maronde. Sie bringt die Namen durcheinander. Vielleicht ist sie überarbeitet, dachte er noch sarkastisch. Jedenfalls war die Quittung, die er in den Händen hielt, ein Beweis dafür, daß die Betrügerin, die angeblich vom Rat des Stadtbezirks, Abteilung Inneres, kam und diejenige, die verbilligte Reisen vermittelte, ein und dieselbe Person sein mußte. Daß sie auch identisch war mit derjenigen, die den Rentnerinnen angeblich größere Wohnungen besorgen konnte, war damit zwar nicht bewiesen, aber es lag nahe.
„Soviel ist darauf doch gar nicht zu sehen", sagte Frau Kießling, als der Oberleutnant den Blick von dem kleinen

Stück Papier nicht losbekam. „Das mit der Sütterlinschrift stimmt, nicht war?"
„Ja, das stimmt", antwortete Maronde und fügte zur Verwunderung der Frau hinzu: „Und außerdem macht uns das die Arbeit ein ganzes Stück leichter."
„Soso", sagte sie, „na, das soll mich freuen. Aber Sie wollten mir noch erklären, woher das Fräulein alles weiß von mir und dem Jungen."
„Ich kann es nur erraten", sagte Maronde. „Wer hat denn außer Ihnen noch gewußt, daß Ihr Enkel in der Haftanstalt sitzt?"
„Leider viel zu viele", verkündete Frau Kießling mißmutig. „So was spricht sich doch schnell herum."
„Demnach haben es die Nachbarn gewußt und einige Familien aus dem Wohngebiet."
„Na ja, natürlich." Sie nickte heftig mit dem Kopf. „Ich will gar nicht sagen, daß die Leute schlecht über uns reden, aber es ist einem eben peinlich, wissen Sie."
„Können Sie sich erinnern, ob Sie an dem Tag, an dem die junge Frau zu Ihnen kam, mit jemandem über Ihren Enkel gesprochen haben? Oder an den Tagen zuvor?"
Frau Kießling brauchte nicht lange zu überlegen. „Als es Rente gab", sagte sie, „da habe ich die Gundel getroffen, die Gundula Arner. Ihre Tochter hat ein Grünwarengeschäft, und der Karl-Heinz hat dort oft geholfen Kartoffeln abladen, Gemüse verputzen, alles, was so hinter den Kulissen gemacht werden muß. Die Gundel mag den Jungen, als ob's ihr eigener wäre, und wir haben uns lang und breit über ihn unterhalten."
„Wo?" wollte Maronde wissen. „In Ihrer Wohnung?"
„Nicht doch, nicht doch! Auf dem Postamt! Als wir uns nach Rente angestellt haben."

„Ist Ihnen dort die junge Frau schon begegnet?"
„Diejenige, die mir . . . ? Nein! Das heißt, ich weiß es nicht, ob sie auch im Postamt war. Ich habe mich doch immerzu mit der Gundel unterhalten, und dann mußte ich auf mein Geld aufpassen." Und mit einem nachdenklichen Blick auf den Oberleutnant fragte sie empört: „Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß sie uns belauscht hat? Das wäre . . ."
Was das nach ihrer Meinung wäre, drückte sie durch einen kräftigen Schlag mit ihrer kleinen, dürren Faust auf Oberleutnant Marondes Schreibtisch aus.
Maronde lächelte ihr beruhigend zu. „Ich weiß nicht mit Sicherheit, ob das so gewesen ist", sagte er. „Doch ich vermute es. Jedenfalls habe ich Ihnen für dieses Gespräch zu danken, Frau Kießling. Und ich hoffe, daß Sie Ihr Geld bald zurückerhalten werden."
„Das mit dem Geld ist nicht das schlimmste", sagte sie, drückte dem Oberleutnant zum Abschied die Hand und fügte seufzend hinzu: „Nur, daß ich dem Jungen die Freude nicht machen kann . . ."

„Immer wieder Anzeigen wegen Betruges an Rentnerinnen", sagte Maronde zu Leutnant Rotter, als Frau Kießling aus dem Zimmer war. „Abgesehen von dem Geld, das für die alten Leute doch ein empfindlicher Verlust bedeutet, heißt das enttäuschte Hoffnung, Verbitterung, Mißtrauen. Es wird höchste Zeit, daß wir diesen Rentnerschreck zu fassen bekommen."
„*Eine* Betrügerin ist leichter zu finden als drei", sagte Rotter zuversichtlich. „Nun, da wir annehmen können, daß es sich nur um eine handelt, werden wir uns schon was einfallen lassen, wie wir ihr beikommen können. – Man müßte ihr eine Falle stellen", schlug er vor.

„Daran habe ich auch schon gedacht", pflichtete ihm der Oberleutnant bei. „Doch zuvor müssen wir wissen, *wo* diese Falle aufzustellen ist. Dieser moderne, sich stets freundlich gebende Rentnerschreck arbeitet ja in allen Stadtgebieten. Heute hier, morgen da. Angenommen, wir stellen ihr in Köpenick eine Falle, kann es passieren, daß sie die alten Leute in vier, fünf anderen Stadtbezirken ausnimmt, bevor sie dort auftaucht, wo wir sie erwarten."

„Traut sie sich denn mehrmals in ein und denselben Stadtbezirk?" fragte Rotter.

„Das kommt darauf an", entgegnete der Oberleutnant, „wie groß dieser Bezirk ist, und ich vermute, es kommt auch darauf an, wie viele Postämter mit Rentenauszahlstellen es dort gibt. Frau Kießling war die erste, die mit unerschütterlicher Sicherheit aussprach, daß sie alles das, was die Betrügerin wußte, am Tage der Rentenzahlung vor dem Postschalter mit einer Bekannten besprochen hatte. Die Mehrzahl der betrogenen Rentnerinnen konnten sich so genau nicht mehr erinnern, sahen es aber als wahrscheinlich an, daß sie im Postgebäude, während sie auf die Rente warteten, miteinander über persönliche Dinge gesprochen hatten. Dort trifft man schließlich Bekannte, und dort hat man Zeit. Und bei dieser Gelegenheit scheint sich unser Fräulein Schlaumeier ihre Opfer auszuwählen. Aber weil sie so schlau ist, darf man wohl annehmen, daß sie das auf jedem Postamt nur einmal riskiert."

Damit schien für Oberleutnant Maronde das Gespräch erst einmal beendet zu sein, denn er starrte von nun an scheinbar geistesabwesend in die Zimmerecke.

Nach geraumer Weile wagte Leutnant Rotter vorzuschlagen: „Wir sollten die Rentnerinnen warnen. Warnen

durch den Rundfunk, durch das Fernsehen und die Zeitungen." Er war nicht sicher, ob ihm der Oberleutnant zuhörte, fuhr aber trotzdem fort: „Wir sollten ihnen raten, vorsichtig zu sein, wenn ihnen eine junge Frau Vergünstigungen irgendeiner Art verspricht, und wir sollten ihnen ruhig reinen Wein darüber einschenken, mit welchen Tricks die Betrügerin arbeitet."

Marondes Blick kehrte aus weiter Ferne zurück. „Ich habe auch darüber nachgedacht", sagte er. „So vorzugehen hat allerlei für sich. Aber die Nachteile gefallen mir nicht. Und daß außer den Rentnerinnen auch gleich unser Rentnerschreck mit gewarnt wird, das läßt sich nicht vermeiden, und das ist doch ein gewaltiger Nachteil, nicht wahr? Natürlich muß das Fräulein dann die Finger vom Geld der Rentnerinnen lassen, aber wird sie sich deshalb von Stund an ihr Geld ehrlich verdienen? So raffiniert, wie die sich diese Gaunerei ausgedacht hat, wird sie sich eine andere ausdenken. Und uns kostet es viel Zeit und Mühe, ihr wieder hinter die Schliche zu kommen. Und abgesehen von dem Schaden, den sie in der Zwischenzeit noch anrichten könnte, ist es auch für sie selbst besser, wenn wir die erste Voraussetzung schaffen, sie so schnell wie möglich von ihrem Irrweg abzubringen. Weiß der Teufel, wie sie in so eine Sache hineingeschlittert ist! Aber uns hole der Teufel, wenn wir einen Menschen gleich aufgeben, der auf moralischen Abwegen wandelt! Dieses Mädchen hat doch Grips im Kopf. Aus der könnte doch was werden!"

„Das stimmt schon", entgegnete Leutnant Rotter, etwas verblüfft durch die lange, wenn auch grundrichtige Rede seines Chefs. „Aber wie kriegen wir sie denn?"

„Wollen mal noch ein bißchen nachdenken", sagte Maronde, „mal versuchen herauszukriegen, was das Fräulein

demnächst so anstellen könnte." Und schon blickte er wieder gedankenversunken vor sich hin.

„Mit großer Wahrscheinlichkeit", sagte er nach einer Weile, „taucht sie demnächst in einem Postamt der Bezirke auf, in denen sie sich bis jetzt noch nicht hat sehen lassen." Er nannte diese Bezirke und notierte sie sich dabei. „Ich werde dem Chef folgendes vorschlagen: Jede Inspektion sorgt in Zusammenarbeit mit den Revieren dafür, daß zur Rentenzahlung das betreffende Postamt beobachtet wird. Besonders der Schalter, an dem die alten Leute nach ihrem Geld anstehen, aber auch die Nebenschalter. Kurz, die gesamte Halle des Postamtes muß unter unserer Kontrolle sein. Es ist besonders darauf zu achten, ob sich eine junge, eventuell blonde Frau länger, als für ihre Erledigungen nötig ist, in der Nähe der alten Leute aufhält. Sobald sich jemand in dieser Hinsicht verdächtig benimmt, sind wir zu benachrichtigen. Wir werden dann die weitere Beobachtung der Dame übernehmen."

„So lange, bis sie ihr Opfer ausnehmen will?" fragte Rotter.

„Zumindest, bis sie in irgendeiner Weise mit ihm in Verbindung tritt. Bevor sie ihnen ein Angebot über verbilligte Reisen oder ähnliches macht, muß sie wissen, wo die alte Frau wohnt. Denn das werden die Rentnerinnen ja nicht lauthals auf der Post erklären."

„Sie meinen, daß unser Rentnerschreck den Frauen nachgeht und daß wir sie dabei beobachten. Na, das hört sich alles so an, als ob es zu machen ginge. Aber wie weiter? Man müßte sie in flagranti erwischen können."

„Das läßt sich doch arrangieren", entgegnete Maronde. „Wenn wir nur erst wissen, wo sie auftauchen wird."

„So müßten wir es schaffen", sagte Rotter.
„Freut mich." Der Oberleutnant spannte einen Bogen in die Maschine, um seine Gedanken zu formulieren. „Noch mehr wird's mich freuen, wenn der Chef so schnell wie möglich sein Amen dazu gibt."

Dem selbstgefertigten Katalog über Auslandsreisen fügte Christine in der Rubrik „Reisen in die Sowjetunion" noch ein farbiges Bild der Leningrader Ermitage bei. Sie hatte es aus einem Prospekt herausgeschnitten. Prospekte besaß sie einen ganzen Koffer voll.
Am Vortage war sie im Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft am Kastanienwäldchen in Berlin gewesen und hatte sich angeblich um eine Reise in die nördlichen Gebiete der Sowjetunion interessiert. Man hatte sie aufmerksam und fachmännisch beraten, hatte ihr Prospekte mitgegeben und ihr schließlich eine glückliche Reise und gute Erholung gewünscht.
Glückliche Reise, dachte Christine, na, ich werde schon eine Reise zusammenstellen, über die meine Abnehmerinnen und Geldgeberinnen ebenso glücklich sein werden wie ich, die das Geld kassiert.
Sorgfältig und mit Interesse las Christine die Prospekte durch, notierte sich einiges und fügte die Informationen hinzu, die sie im Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft erhalten hatte. Als sie die Katalogseite „Reise nach Leningrad" mit Text und Bild abgeschlossen hatte, war sie in froher Stimmung wie ein Mensch, der zu seiner und anderer Freude etwas Tüchtiges geleistet hat.
Nur der Gedanke, daß sie auch selbst gern einmal ins Ausland gereist wäre, daß sich dieser Wunsch aber nicht erfüllen ließ, verdarb ihr manchmal die gute Laune. Das

Geld, um das sie die Rentnerinnen betrog, reichte für Miete und Kleidung und auch fürs Essen, wenn es ihr nicht gelang, sich einladen zu lassen. Für eine Auslandsreise war es zuwenig. Nicht einmal eine meiner verbilligten Reisen könnte ich davon bezahlen, dachte Christine, voll von Ärger und Selbstironie.

Den Gedanken, eine anständige, ehrliche Arbeit aufzunehmen oder einen Beruf zu erlernen, der sich nach einigen Jahren bezahlt machte, tötete sie schon im Entstehen, denn er war ihr lästig. Sie ahnte, daß sie gezwungen wäre, ihre gesamte Lebensweise in Frage zu stellen, wenn sie diesem Gedanken auch nur den geringsten Spielraum einräumte.

In solchen Stunden versuchte sie sich einzureden, daß es ihr nicht schlecht gehe und sie keinerlei Grund zur Unzufriedenheit habe. Sie dachte auch an die zahlreichen Männerbekanntschaften, die ihr recht abwechslungsreiche und interessante Abende boten. Doch das alles vermochte sie nur kurze Zeit über die innere Leere hinwegzutäuschen, die sie in letzter Zeit immer häufiger in sich spürte. Es war jenes Unausgefülltsein, das geistig rege Menschen befällt, deren Tätigkeit in einem schlechten Verhältnis zu ihrem Können steht. Ein Unausgefülltsein, das Langeweile, Mißmut und Gereiztheit erzeugt.

An jenem Tag jedoch, an dem Christine ihren Katalog um eine Reise bereichert hatte, war sie, wie erwähnt, ausgesprochen gut gelaunt. Sie hatte am Vortage wieder vierzig Mark Umzugsgeld von einer Rentnerin kassiert. Jetzt zog sie ihren braunen Kordmantel über, um nach Berlin-Lichtenberg zu fahren.

In einem der dortigen Postämter wurde Rente ausgezahlt, und Christine wollte ein wenig Bedarfsforschung treiben,

wie sie die Vorbereitungen für ihre Betrugshandlungen selbst nannte.
Etwa zwanzig Rentnerinnen standen vor dem Schalter, als Christine eintraf. Sie drückte sich erst ein Weilchen in der Nähe der alten Frauen herum und tat, als suche sie jemanden. Dann stellte sie sich an einem Postschalter an die Schlange der Wartenden an und ließ mit freundlicher Geste noch zwei Frauen vor, die jammerten, daß sie es sehr eilig hätten. So blieb sie eine Zeitlang in Hörweite der Rentnerinnen.
Die alten Frauen erzählten sich von Bekannten, tauschten Erinnerungen aus und bedauerten den Tod einer Altersgefährtin.
Christine dachte, das hört sich heute aber nicht erfolgversprechend an. Erst als eine der Frauen klagte, es werde schon bald Winter und man müsse nun wieder einen guten Teil seiner Rente in Kohlen anlegen, hörte Christine mit Interesse zu. Kohlen, dachte sie, natürlich, das ist doch ganz einfach, Kohlen sind lebenswichtig, und die alten Leute werden mir dankbar das Geld auf den Tisch legen, wenn ich ihnen verbilligte Kohlen verspreche. Warum bin ich bloß noch nicht auf diese Idee gekommen?
Beiläufig blickte sich Christine um und prägte sich das Aussehen der Frau ein, die sich um ihr Heizmaterial sorgte. Dann rückte die Menschenschlange, in die Christine nun eingekeilt war, weiter vor, und sie wurde von den Rentnerinnen so weit weggedrängt, daß sie deren Gespräche nicht mehr belauschen konnte. Sie dachte, wenn sich nichts Besseres ergibt, finde ich heraus, wo diese kohleninteressierte Oma wohnt, und mache ihr ein günstiges Angebot. Am Schalter angekommen, kaufte Christine zwei Zehnpfennigbriefmarken.

Die Postangestellte sagte: „Da hätten Sie vorkommen und mir die zwei Zehner auf'n Tisch legen können."
Christine wehrte mit einem dankbaren Lächeln ab. „Lieber nicht. Manche Leute regen sich darüber auf, und dann gibt's Streit und böse Worte."
Sie steckte die Briefmarken in ihr Portemonnaie, holte sich aus der Selbstbedienung eine Postkarte, lehnte sich zwischen dem Schalter für Rentenauszahlung und dem Verkaufsschalter über den Tisch und tat, als beschriebe sie die Postkarte. Dabei lauschte sie zu den alten Leuten hinüber, die miteinander schwatzten.
Die Frau, von der Christine Geld für verbilligte Kohlen einzukassieren gedachte, stand jetzt an fünfter Stelle. Es wird dabei bleiben, dachte Christine, daß ich mir noch einen Kohlentrick zulegen muß.
Nicht weit von ihr erzählte ein Rentner von seinem Sohn, der in Moskau studiere und den er demnächst besuchen wollte. Er erzählte es einem alten Muttchen mit einem gutmütigen Greisengesicht und einem altmodischen grauen Hütchen auf dem Kopf. „Nach Moskau", wiederholte sie schwärmerisch. „Ich bin nur bis Warschau gekommen, aber das war auch ein ganz großes Erlebnis. Damals lebte mein Mann noch ..." Und sie erzählte von der einzigen Reise ihres fünfundsechzigjährigen Lebens, bedauerte, daß sie nun allein lebe und das Geld für eine größere Reise nicht mehr zusammenbrächte.
Christine dachte sofort, daß es mit ihrem verbilligten Kohlenhandel noch Zeit habe und daß sie zuerst einmal in ihrer Branche bleiben und der Frau eine annehmbare Auslandsreise anbieten müsse. Sie steckte die Postkarte wieder in ihre Tasche und verließ das Gebäude.

„Soll das etwa Dienst sein?“ fragte der Wachtmeister, als er um drei Viertel acht sein Zimmer im VP-Revier betrat und Oberwachtmeister Kirsten, angetan mit einem dunkelblauen Anzug, in einem Schreibtischsessel am Fenster sitzen sah.

„Das ist sogar strenger Dienst“, entgegnete Kirsten. „Sozusagen Observation, erschwert durch eine Scheibengardine, die man seit Jahren bei jeder Wäsche vergessen zu haben scheint.“

Während er sprach, blickte er unverwandt auf das gegenüberliegende Postgebäude, vor dem sich schon etliche Rentner eingefunden hatten.

„Ist denn die kühle Blonde schon in Sicht?“

Kirsten seufzte. „Hier sind schon einige Blonde vorbeigegangen, und sie können deshalb dieser Rentnerschreck nicht gewesen sein, den wir aufspüren sollen.“

Plötzlich sprang Kirsten auf, stieß den Sessel beiseite und lief zur Tür. „Die Post öffnet ihre Pforten den Guten wie den Bösen! Auf Wiedersehen, ich muß mich unters Volk mischen.“ Er rannte die Treppen hinunter, mäßigte aber auf der Straße sein Tempo zu einem rüstigen Ausschreiten und verschwand schließlich im Gebäude der Post.

Die Halle hatte sich im Nu mit Menschen gefüllt, die sich nach und nach an den verschiedenen Schaltern reihenweise anstellten.

Oberwachtmeister Kirsten hielt nach jungen, ungefähr zwanzigjährigen Frauen Ausschau. Doch diejenigen, die sich in der Schalterhalle befanden, nickten höchstens einer ihnen bekannten Rentnerin einen flüchtigen Gruß zu.

Dann entdeckte Kirsten mitten unter den Rentnerinnen eine junge Frau, mittelgroß, mit dunkelblondem Haar. Sie unterhielt sich mit einem Mann, der nach ihr gekommen

war. Doch sie wurde auch von dieser und jener älteren Frau begrüßt, die vor ihr stand. Kirsten trat ein wenig näher und hörte, daß man sie nach der Gesundheit ihres Vaters fragte.

Die ist es gewiß nicht, die wir suchen, dachte der Oberwachtmeister. Sie wird hier sein, um für ihren kranken Vater die Rente abzuholen. Die Betrügerin kann sich aber nur dort sehen lassen, wo sie den alten Leuten unbekannt ist.

Inzwischen hatte wieder eine Frau das Postamt betreten, eine, die unter die Kategorie derjenigen fiel, die man auf Grund ihres Alters und ihres Aussehens beobachten mußte. Unschlüssig stand sie neben dem Eingang. Kirsten dachte, es scheinen ihr zuviel Leute am Schalter zu stehen. Gleich wird sie wieder umkehren. Doch die blonde Frau blieb stehen, als ob sie jemanden erwarte. Für die Rentnerinnen schien sie sich nicht zu interessieren. Sie ließ nur einmal wie geistesabwesend ihren Blick über die Reihe der alten Leute schweifen und schenkte ihnen dann keinerlei Beachtung mehr. Doch sie blieb in ihrer Nähe stehen, und das war Oberwachtmeister Kirsten erst einmal Grund genug, sie zu beobachten.

So entging es ihm auch nicht, daß sie zweimal jemanden den Vortritt ließ, als sie sich endlich an die Menschenschlange vor einem der Postschalter angestellt hatte. Je weiter hinten sie stehenbleibt, um so näher ist sie den Rentnerinnen, dachte Kirsten.

Dann kam es ihm wieder unwahrscheinlich vor, daß die lang gesuchte Betrügerin ausgerechnet hier in die Falle gehen sollte, für weit unwahrscheinlicher jedoch hielt er es, daß dieses hübsche, natürlich anmutende Mädchen der Rentnerschreck sein sollte. Als sie sich nun ohne ein Zei-

chen des Mißmutes oder der Unruhe inmitten der Reihe vorwärts schieben ließ und sich somit immer weiter von den Rentnerinnen entfernte, da war Kirsten beinahe überzeugt davon, daß er die Falsche verdächtigt hatte. Doch als er ihr Gespräch mit der Postangestellten mit anhörte, wurde er wieder schwankend in der Annahme, sich getäuscht zu haben.

Wer stellt sich denn geduldig nach zwei Zehnpfennigmarken an und läßt auch noch anderen den Vortritt, wo es doch Briefmarken im Automaten gibt – wenn er funktioniert, dachte Kirsten. Er schlenderte durch die Halle bis zu dem Automaten, warf ein Zehnpfennigstück ein und fischte eine Briefmarke heraus. Der Kasten funktioniert, dachte Kirsten, und hinter dem seltsamen Verhalten dieses blonden Fräuleins läßt sich allerlei vermuten. Die sieht doch nicht aus, als könne sie keinen Automaten in Gang setzen! Was treibt sie denn jetzt? Aha, sie hat sich eine Postkarte gekauft, doch zu den Schreibpulten geht sie nicht. Sie zwängt sich durchs Gewühl und will am Schaltertisch schreiben, und zwar dicht neben dem Schalter, an dem die Rente ausgezahlt wird. Außerdem tut sie nur so, als ob sie schriebe. Und für mich wird es Zeit, daß ich das Präsidium benachrichtige, dachte er. Trotzdem zögerte er noch, überlegte sich aber, daß es weniger falsch war, blinden Alarm zu schlagen, als eine Möglichkeit außer acht zu lassen, durch die die Betrügerin überführt werden konnte.

Oberleutnant Maronde nahm den Anruf entgegen und befahl Kirsten, der Verdächtigen zu folgen. Er selbst werde so schnell wie möglich zur Stelle sein.

Es ergab sich dann, daß sie beinahe gleichzeitig vor dem Postamt standen, als eine Rentnerin mit einem altmodi-

schen grauen Hütchen auf dem Kopf aus der Tür trat, und hinter ihr erschien die blonde Dame.
Der Oberwachtmeister wandte ihr den Rücken zu und suchte gelegentlich nach Kleingeld in seinem Portemonnaie, während die beiden an ihm vorübergingen. Bevor er ihnen folgte, sah er eben noch den von Maronde beschriebenen Wartburg auf der anderen Straßenseite halten und den Oberleutnant aussteigen.
Inzwischen hatte die Rentnerin die Straße überquert und somit die Reihe ihrer „Nachhut" in Bewegung gesetzt: Christine folgte der alten Frau, Oberwachtmeister Kirsten ging in angemessenem Abstand hinter Christine her, und ihm folgte Oberleutnant Maronde. Dieser außergewöhnliche Gänsemarsch war so arrangiert, daß er weder auf der verkehrsreichen Straße den Passanten noch den Beobachteten auffiel.
Schließlich hatte Maronde den Oberwachtmeister eingeholt. Durch einige Blicke vergewisserte er sich, daß er auch wirklich dasselbe blonde Mädchen verfolgte wie Kirsten, dann ließ Kirsten dem Oberleutnant den Vortritt.
Maronde folgte Christine bis vor einen Altneubau. Daß eben dieses Haus vor Christine die Rentnerin mit dem grauen Hütchen betreten hatte, war ihm auch nicht entgangen. Maronde schritt gemächlich an dem Haus vorbei, sah, daß Oberwachtmeister Kirsten in unauffälliger Nähe auf Christines Rückkehr wartete, um sie weiterhin zu beobachten, und suchte dann den Abschnittsbevollmächtigten des Wohngebietes auf.
Vom ABV erfuhr Maronde, daß in dem Haus, das Christine betreten hatte, zwei Rentnerinnen und ein Rentner wohnten. Die alte Dame mit dem grauen Hütchen? Natürlich kannte er die! Ein leutseliges Muttchen, dem das

Alleinsein schwerfiel und das deshalb die Abende oftmals im Rentnerklub verbrachte. Sie hieß Metha Brunner.

Am darauffolgenden Tag wurde Frau Metha Brunner durch ein zaghaftes Klingeln bei ihrem Frühstück gestört. Sie öffnete die Tür und ließ die Frau, die in ihrem Alter sein mochte, eintreten.
Die Frau stellte sich vor, entschuldigte sich verlegen, daß sie beim Frühstück gestört habe. Man merkte ihr an, daß es ihr wahrhaftig peinlich war, denn sie blieb schüchtern neben der Tür stehen.
Doch Metha Brunner war vom ABV richtig eingeschätzt worden, wenn er sie in einem guten Sinne leutselig genannt hatte. Sie nahm ihre Besucherin einfach bei der Hand, wie man eine kleine, furchtsame Schwester bei der Hand nimmt, und führte sie zum Frühstückstisch. „Ich freue mich immer, wenn jemand kommt und mir Gesellschaft leistet", beteuerte sie. „Ich koche Ihnen einen Kaffee, und dann erzählen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben."
Sie hantierte in der Kochnische, und immer dann, wenn sie der Besucherin den Rücken kehrte, verlor sich auf deren Gesicht der verlegene, schüchterne Ausdruck, und sie musterte ihre Gastgeberin mit neugierigen, abschätzenden Blicken.
„So, der ist gut gelungen." Frau Brunner stellte den frisch gebrühten Kaffee vor ihrem Gast auf den Tisch. „Ich habe Sie in unsrer Gegend hier noch gar nicht gesehen."
„Das ist es ja", sagte die Frau. „Ich bin erst vor ein paar Tagen hierher gezogen, und es ist alles noch so schrecklich neu und fremd für mich. Ich sehne mich nach ein bißchen Geselligkeit, und da wurde mir geraten, mich an

Sie zu wenden, weil Sie doch den Rentnerklub gut kennen. Vielleicht kann ich da ..."
Selbstverständlich können sie da hinkommen, beteuerte Frau Brunner sofort, und es sei großartig, daß sie zu ihr gekommen sei, denn sie kenne sich aus, kenne die Gleichaltrigen, die sich dort zusammenfinden, und sie besitze auch einen Veranstaltungsplan.
Frau Brunner pries eben voller Begeisterung die Vorteile des Rentnerklubs, als es wiederum klingelte. Sie blickten sich ein wenig verwundert an, dann sagte Frau Brunner gutgelaunt: „Wenn's noch wie früher wäre, und man müßte sein Gas- und Stromgeld nicht selbst einzahlen, würde ich denken, es sei der Gasmann."
Es war eine blonde Frau mit einer Aktentasche, die da vor der Tür stand. Sie hieß Michaela Lewin und kam vom Reisebüro.
„Vom Reisebüro?" fragte Frau Brunner ebenso ungläubig wie überrascht. „Na, das ist zumindest interessant. Kommen Sie doch herein, Fräulein!"
Christine trat ein, sah, daß Frau Brunner Besuch hatte, und wandte sich wieder der Tür zu. „Ich sehe, ich komme ungelegen", sagte sie. „Ich werde sie ein andermal aufsuchen, Frau Brunner."
„Aber nicht doch!" protestierte Frau Brunner. „Jetzt, wo Sie mich neugierig gemacht haben, von wegen Reisebüro und so, da dürfen Sie nicht einfach wieder weggehen!"
Sie drängte Christine, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen, und redete sofort weiter: „Was will denn das Reisebüro von mir?"
„Mein Besuch ist ganz unverbindlich", sagte Christine mit freundlichem Lächeln. „Wir haben für Rentnerinnen einige verbilligte Auslandsreisen zusammengestellt. –

Allerdings ...", fügte sie im Tone des Bedauerns hinzu, „läßt sich so etwas nur in der Vor- oder Nachsaison machen."

Frau Brunner war von diesem Angebot recht angetan, hatte viele Fragen an Christine und blätterte in dem Katalog, den sie ihr über den Tisch gereicht hatte. Ihre häufigen „Ah"- und „Oh, wie schön"-Ausrufe zeugten von ihrer Begeisterung.

Christine war sich ihrer Sache sicher – bei Frau Brunner. Nur deren Gast bereitete ihr Sorge. Wer war diese Frau? Eine alte Bekannte der Brunner? Dafür gab sie sich zu zurückhaltend und bescheiden. Auch die schnellen, forschenden Blicke, mit denen sie von dieser Frau gemustert wurde, gefielen ihr nicht und schienen ihr vor allem nicht zu der Scheu zu passen, die diese Frau sonst an den Tag legte.

Christine empfahl Frau Brunner, sich alles noch einmal gut durch den Kopf gehen zu lassen. Sie werde in einigen Tagen wiederkommen und nachfragen, ob sie sich für eine Reise entschieden habe. Damit griff sie nach ihrem Katalog.

Doch Frau Brunner war schneller. „Aber nicht doch, Fräulein", rief sie und zog den Katalog an sich. „In ein paar Tagen, da können ja die schönsten Reisen schon vergeben sein, und dann habe ich mich umsonst gefreut." Sie wandte sich an ihre Besucherin. „Haben Sie auch Interesse am Reisen?"

„Oh, ja", entgegnete sie, und Christine schien es, daß das ehrlich klang. „Ich war schon mal in Bulgarien", fuhr die Frau fort, „aber jetzt, in unserem Alter, würde es auch eine kleinere Reise tun."

Frau Brunner rückte näher an ihren Gast heran und

schlug den Katalog wieder auf. „Dann suchen Sie sich doch auch gleich eine Reise aus. Da sind wirklich recht preiswerte Touren dabei.“ Und zu Christine gewandt, erklärte sie, ihre Besucherin sei noch ein wenig schüchtern, weil sie eben erst zugezogen sei, noch keine Freunde habe – außer Frau Brunner natürlich – und sich erst einleben müsse.

Na, dann in drei Teufels Namen, dachte Christine, dann riskiere ich es eben. Als sie sah, daß die Frauen mit sichtlichem Wohlgefallen ihr Angebot studierten und sich ernsthaft über die Vorteile dieser und jener Reise berieten, war sie überzeugt, daß ihr von der Fremden keinerlei Gefahr drohe.

Frau Brunner entschied sich schließlich für eine Zugreise an den Balaton.

Ihre Besucherin bat Christine, am kommenden Tag bei ihr vorzusprechen, und nannte ihre Adresse. Während Frau Brunner und Christine die Formalitäten der Anzahlung vorzubereiten begannen, verabschiedete sich die Besucherin und versprach Frau Brunner, sie noch in der gleichen Woche im Rentnerklub zu treffen.

Im Hausflur angelangt, hatte es die alte Frau plötzlich sehr eilig. Ungelenk wie ein flügellahmer Vogel, hopste sie von Stufe zu Stufe. Sie hopste schließlich Oberleutnant Maronde direkt in die Arme.

„Sie ist oben, mein Junge“, stieß sie, etwas außer Atem gekommen, hervor und nickte dem Leutnant zu, der hinter Maronde stand.

„Das wissen wir doch, Oma“, entgegnete Maronde lächelnd. „Was macht sie jetzt?“

„Sie läßt sich eine Anzahlung geben für eine Balatonreise.“

Bei diesen Worten sauste Rotter so geräuschlos wie möglich die Treppen hoch.
„Das hast du fein gemacht, Oma", sagte Maronde.
Die Frau hatte jetzt den gleichen versonnenen Ausdruck in den Augen, mit dem ihr Enkel oftmals Menschen und Dinge betrachtete. Voller Stolz sagte sie: „Ja, es hat alles geklappt – wie bei der Volkspolizei."
Doch das hörte Oberleutnant Maronde schon nicht mehr. Er war Leutnant Rotter nachgerannt und stand jetzt mit ihm vor Frau Brunners Wohnungstür.

Großmutter Maronde hatte recht: Die Aktion „Rentnerschreck" war ein Erfolg gewesen. Trotz der nicht unbegründeten Bedenken, die Marondes Vorgesetzter gegen das letzte Vorhaben des Oberleutnants eingewandt hatte.
Was war geschehen?
Während Maronde beim ABV gewesen war, hatte Oberwachtmeister Kirsten die blonde Dame weiter beobachtet. Sie war bald aus dem Haus, in dem die Rentnerin wohnte, zurückgekommen, ins Stadtzentrum gefahren und hatte sich dort mit einem älteren Herrn, der einen Wagen mit Westberliner Kennzeichen fuhr, getroffen.
Schließlich nahm sie mit ebendiesem Herrn ihr Mittagsmahl im Lindencorso ein. Gegen fünfzehn Uhr ließ sie sich zur S-Bahn bringen und fuhr nach Bernau. Zielstrebig lief sie zu einer bestimmten Straße in ein bestimmtes Haus, und daraus, daß sie für dieses Haus die Schlüssel besaß, konnte Kirsten schlußfolgern, daß sie hier wohnte.
Nun war es Kirsten, der den ABV aufsuchte. Er erfuhr von ihm, daß die blonde Dame Christine Wallek hieß, bei einer Familie in Untermiete wohne und sich in Berlin-Pankow als Haushaltshilfe ihr Brot verdiene. Nichts lag

gegen Fräulein Wallek vor, sie war als freundlich und hilfsbereit bekannt und hatte einen guten Leumund. Oberwachtmeister Kirsten bedankte sich, fuhr nach Berlin zurück und teilte Maronde das Ergebnis seiner Observation mit.

Am Nachmittag knobelten Oberleutnant Maronde und Leutnant Rotter eine Taktik aus, wie der Rentnerschreck nun endgültig zur Strecke zu bringen sei. Im Grunde ging es dabei um die Fortsetzung dessen, was sie vor Tagen begonnen hatten und was nun zu einem teilweisen Abschluß gekommen war, indem sie die Person, die sich hinter dem Rentnerschreck verbarg, kennengelernt hatten.

„Jetzt könnten wir einen Haftbefehl erwirken", sagte Maronde. „Wir könnten sie hierherbringen und den betrogenen Rentnerinnen gegenüberstellen. Aber es ist möglich, daß die alten Frauen unsicher werden, wenn sie die Täterin identifizieren sollen, die meisten von ihnen vermochten ohnehin keine exakte Beschreibung zu geben. Zum anderen aber wird uns das Fräulein ohnehin das Blaue vom Himmel herunterlügen, wenn wir ihr nichts Konkretes nachweisen können."

„Ja", sagte Rotter, „und wenn das Blaue erst einmal vom Himmel 'runter ist, tappen wir wieder im dunkeln. Man müßte das Luderchen auf frischer Tat ertappen. Vielleicht geht's so: Wir lassen sie weiterhin beobachten, postieren außerdem einen Kriminalisten im Hause der Rentnerin; ist die Dame dann im Anmarsch, wird der Genosse verständigt, kann ihr in die Wohnung folgen und sie festnehmen."

Maronde schüttelte den Kopf. „Die Idee ist nur zur Hälfte gut", sagte er, „soweit sie die Beobachtung und den im Hause stationierten Kriminalisten betrifft. Kommt der

aber zu früh in die Wohnung der Rentnerin, und die Betrügerin hat das Geld noch nicht kassiert, kann sie die Sache als einen Scherz abtun und auch die anderen Betrügereien leugnen. Natürlich würden wir sie mit der Zeit dazu bringen, ein Geständnis abzulegen, notfalls reichten auch die Indizien für eine Verurteilung, aber wir könnten eine Menge Zeit und Mühe sparen, wenn wir just im richtigen Augenblick dazukämen. Und der rechte Augenblick ist der, in dem Fräulein Wallek das Geld einsteckt und die Quittung ausschreibt."

Um diesen Moment nicht zu verpassen, hatte Oberleutnant Maronde schließlich vorgeschlagen, seine Großmutter zu Frau Brunner zu schicken. Sie konnte zu gegebener Zeit wieder verschwinden und dem im Hause versteckten Kriminalisten Bescheid sagen.

Gar nicht so dumm, diese Idee, hatte der Chef gemeint. Doch sie habe zwei Nachteile: Erstens könne sich Frau Brunner Christine gegenüber aufgeregt und unnatürlich benehmen, aus dem Wissen heraus, *wem* sie da gegenüberstand. Zweitens konnte Christine mißtrauisch werden, wenn sich außer Frau Brunner noch jemand in der Wohnung aufhielt, und sich unverrichteterdinge wieder entfernen.

Der erste Nachteil ließ sich ausschalten, hatte Maronde entgegnet, indem seine Großmutter unter einem glaubwürdigen Vorwand bei Frau Brunner erschien und ihr kein Wort von Fräulein Wallek und deren Absichten erzählte. Der zweite Nachteil sei so gut wie keiner, wenn sich die Frauen ganz normal benahmen. Man wird wohl mal Besuch empfangen dürfen! Doch selbst wenn sich Christine unverrichteterdinge zurückzog, was war verloren? Im Hause festnehmen und alles so ablaufen las-

sen, als hätte man sie ohne diese Falle gegriffen, konnte man immer noch.
Der Chef hatte schließlich in den Vorschlag eingewilligt. Am nächsten Tag hatten sie gegen neun Uhr den Anruf erhalten, daß sich Fräulein Wallek zur S-Bahn begebe. Vom S-Bahnhof Lichtenberg aus waren sie benachrichtigt worden, daß Fräulein Wallek aussteige und vermutlich die Wohnung der Rentnerin aufsuchen werde. Oberleutnant Maronde war mit seiner Großmutter, die er auf das Unternehmen gut vorbereitet hatte, zu Frau Brunner gefahren und hatte sich mit Rotter im Haus versteckt. Nach einigen Minuten war Christine Wallek gekommen – und die Falle war zugeschnappt.

Eben hatte Oberleutnant Maronde das Mädchen zu einer ersten Vernehmung in sein Zimmer bringen lassen. Sie saß weder besonders schuldbewußt vor ihm, noch gab sie sich verstockt. Es schien eher, als habe sie sich von der Überraschung, die man ihr in Frau Brunners Zimmer bereitet hatte, noch nicht recht erholt. Doch sie gab unumwunden zu, daß sie mit verschiedenartigen Tricks Rentnerinnen um Geld betrogen hatte. Maronde war sich noch nicht im klaren darüber, ob sie einfach aus der Überraschung heraus so geständig war oder weil sie sich nun, da es mit ihren Betrügereien ohnehin zu Ende war, alles von der Seele reden wollte.
Maronde legte den von ihr gefertigten Katalog auf den Schreibtisch. „Ich habe mir das genau angesehen", sagte er, „da steckt aber eine Menge Arbeit drin."
Einige Augenblicke lang war Christine verwirrt darüber, daß ausgerechnet einer von der Kriminalpolizei die Mühe erkannte, die sie sich mit dem Katalog gemacht hatte,

doch dann glaubte sie, daß dieser freundliche Oberleutnant mit dem versonnenen Blick sie sicherlich nicht verspotten wolle. Außerdem siegte der Stolz auf ihr Werk über die letzten Bedenken, sich mit diesem Kriminalisten nicht einfach ganz unbekümmert auszusprechen.

„Natürlich muß man einiges wissen", entgegnete sie. „Ich habe viel gelesen und auch Lichtbildervorträge gehört."

Sie lächelte Maronde offenherzig an. „Wissen Sie, ich habe mich dabei richtiggehend gebildet, während ich den Katalog zusammengestellt habe. Das hat Spaß gemacht, viel mehr als der Geographieunterricht in der Schule. Wenn es mich nicht interessiert hätte, hätte ich mir auch gar nicht die Mühe gegeben, das so hinzukriegen. Ich finde, alles, was man macht, muß man mit Interesse tun, und man muß Spaß daran haben."

„Wie wahr, wie wahr", murmelte Maronde, und er dachte, wie überzeugt und überzeugend das bei ihr klingt. Nur würden diese Worte, mit der gleichen Überzeugung gesprochen, besser einem Referenten anstehen, der zur Jugendweihe eine Rede hält, als daß sie aus dem Munde einer Betrügerin kommen, die vor der Kriminalpolizei sitzt und eine Generalbeichte ablegen soll. Er fragte ziemlich barsch: „Hat es Ihnen auch Spaß gemacht, die Rentnerinnen um ihr Geld und um große Hoffnungen zu bringen?" Er erzählte ihr, wie viele Frauen weinend und seelisch zusammengebrochen durch Christines Schuld auf diesem Stuhl gesessen hatten, auf dem sie nun saß.

„Was danach kommt, wenn ich aus den Wohnungen wieder verschwunden war, daran habe ich eigentlich nie gedacht", sagte Christine. „Aber es hat mir Spaß gemacht, die Leute zu beobachten, vorauszuberechnen, wie sie in dieser und jener Situation reagieren werden."

Maronde sagte: „Das Leben bedeutet zumeist etwas mehr, als nur einen grandiosen Spaß, mein Fräulein. Selbstverständlich sollen Sie Ihr Dasein auch genießen, aber bitte nicht auf Kosten anderer."

„Na, ich weiß nicht", entgegnete Christine, „bis jetzt haben sich entweder die anderen ihren Spaß und sich das Leben schön gemacht, und ich war dabei die Dumme . . .", bei diesen Worten dachte sie wieder an die Scheidung ihrer Eltern, die sie nie so recht verwunden hatte, auch einige Szenen, die es später mit ihrem Vater und dessen Freundin gegeben hatte, waren ihr gegenwärtig, „oder *ich* habe meinen Spaß mit den anderen gemacht", fuhr sie fort, „und dann waren die angeschmiert."

Maronde ließ sie in die Zelle zurückführen und blieb grübelnd am Schreibtisch sitzen. Mit solchen egoistischen Lebensauffassungen, dachte er, wird doch kein Mensch geboren. Wir müssen herausfinden, wieso da in ihrem Leben eine Weiche verkehrt gestellt wurde und sie auf eine so schiefe Bahn geraten konnte. Sie wird ihre verdiente Strafe erhalten, aber wenn sie aus dem Strafvollzug entlassen wird, müßte sie soweit sein, daß sie sich darüber schämt, in unseren Akten einmal als Rentnerschreck geführt worden zu sein.

0,45

31235